

REZENSIONEN

Ineta Balode, Dzintra Lele-Rozentale: Deutsch im Baltikum. Eine annotierte Forschungsbibliographie, Wiesbaden: Harrasowitz Verlag 2016, 360 S., ISBN: 9783447105989

Die Reihe „Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart“ stellt im Band 17 aus dem Jahr 2016 dem geschichtlich, linguistisch und literaturwissenschaftlich interessierten Leser die annotierte Forschungsbibliographie „Deutsch im Baltikum“ vor. Die Autorinnen des Bandes Ineta Balode und Dzintra Lele-Rozentale sind in germanistischen wissenschaftlichen Kreisen gut bekannt und derzeit die bedeutendsten Germanistinnen Lettlands, was ein besonderes Interesse für dieses Werk hervorruft.

Im Vorwort zu ihrem Buch erklären die Autorinnen, warum der Band gerade jetzt erschienen ist. Das gestiegene Interesse vieler Disziplinen an der Geschichte des Baltikums wie Literatur, Architektur, Kulturgeschichte, insbesondere an der Lebensweise der im Baltikum einst lebenden Menschen, zieht auch eine gründliche Auseinandersetzung mit der Geschichte der Deutschbalten und ihrer Sprache nach sich. Obwohl in dem Buch vor allem linguistische Fragen thematisiert werden, sehen die Autorinnen seine Attraktivität daher auch für zukünftige interdisziplinäre Forschungen.

Der Aufbau des Bandes ist durch eine bestimmte Logik gekennzeichnet, die sowohl die Makrostruktur als auch die einzelnen Artikel durchdringt.

Drei thematisch unterschiedlich Aufsätze eröffnen den Band: Manfred von Boetticher, bekannt für seine zahlreichen Vorlesungen und Aufsätze zur Geschichte der Deutschbalten, stellt die Geschichte der Bevölkerungsgruppe lokal und diachronisch temporal zwischen den Welten vor. Ihr prozentualer Anteil in ausgewählten Städten, ihre besonderen Rechte und Privilegien im Laufe von mehreren Jahrhunderten, ihre ständische Präsenz als städtischer und ländlicher Adel, Literaten und Handwerker. Besonders betont der Autor die Kontakte der Deutschbalten zu „Deutschland“ u.a. den ständigen Zufluss junger ausgebildeter Menschen, die ihr gesellschaftliches und privates Glück im Baltikum gesucht haben. Die Frage der Identität verbindet von Boetticher zu Recht mit der Bildung der Nationalstaaten Lettland, Estland und Litauen, in denen die Deutschbalten den Status einer nationalen Minderheit erhielten. Die Gründung der im Baltikum einzigen deutschsprachigen Universität in Dorpat, benennt von Boetticher als ein Markstein nationaler Identitätsbildung für die deutschbaltische Studentenschaft. Darüber hinaus wird auch die Auswanderung im Jahre 1939 sowie die weitere Geschichte nach dem 2. Weltkrieg skizziert. Wichtige Begriffe wie „Literaten“, „Deutschbalten“ und „Baltendeutsche“, die für das angesprochene Thema von großer Bedeutung sind, werden erklärt. Ohne Kommentar ist leider die Angabe zu 1963, dass etwa 800 (eine verhältnismäßig große Zahl) Deutschbalten in Estland geblieben sind, während die meisten in die BRD, in die USA und nach Kanada ausgewandert sind (S. 35).

Der zweite einleitende Artikel, verfasst von Lele-Rozentale, überrascht durch Tiefe und Gründlichkeit die von einer langjährigen Forschung auf dem Gebiet der baltischen deutschen Sprache zeugen. Lele-Rozentale stellt die wichtigsten Etappen ihrer eigenen Periodisierung des Baltischdeutschen dar und beschreibt die wesentlichsten Faktoren, die auf die Entwicklung der deutschen Sprache im Baltikum gewirkt haben, besonders in der Aussprache, in

den grammatischen Strukturen und im lexikalischen Bestand. An manchen Stellen trägt der Artikel einen Diskussionscharakter, wobei die Autorin ihre eigene Auffassung einiger sprachlicher Erscheinungen verteidigt (z.B. S. 46 im Streit mit Gertrud Schmidt). Der strenge wissenschaftliche Ansatz zeigt sich in den präzisen Begriffserklärungen. Die Autorin weist auch auf wissenschaftliche Lücken hin, die einer weiteren Forschung und Analyse bedürfen (S. 63). Lele-Rozentale ist tief in das Thema eingedrungen, dennoch fehlen, meines Erachtens, an manchen Stellen Beispiele, die das Angeführte kurz illustrieren könnten, v.a. in Fragen der Aussprache. Auch nicht alle Entlehnungen aus den Sprachen der Minderheiten des Baltikums, die Lele-Rozentale als Beispiele anführt, überzeugen. Es bleibt außerdem unklar, was unter dem baltischen „Hochdeutsch“ zu verstehen ist, denn das baltische Deutsch trug im mündlichen Verkehr keinen einheitlichen Charakter. Im schriftlichen Verkehr aber befand sich das baltische Deutsch unter dem Einfluss der Schriftsprache Deutschlands, die als Muster wahrgenommen wurde. Desweiteren weist die Autorin darauf hin, dass die Sprache der Zwischenkriegszeit wenig erforscht ist und nur eine kleine Forschungsbasis vorliegt. Dabei wird die Sammlung regionaler Lexik von Oskar Masing erwähnt. Sein unvollendetes deutschbaltisches Wörterbuch dient als Grundlage für alle wissenschaftlichen Artikel, die sich mit regionalen Varianten des baltischen Deutsch befassen. Hier sollte man noch die zahlreichen Erinnerungen, Tagebücher, Aufzeichnungen, literarische Skizzen u.a.m. erwähnen, die als Grundlage für weitere Forschungen dienen könnten und deren lexikalisches Wortgut noch nicht erörtert worden ist.

Die diachronische Darstellung der Forschungsgeschichte der deutschen Sprache im Baltikum, vorgelegt von Balode, ist schon dadurch hoch einzuschätzen, dass es der erste Versuch ist, die gesamte Forschungsgeschichte der deutschen Sprache im Baltikum von deren Anfängen im 18. Jahrhundert bis heute zusammenzufassen. Die Forscherin betont v.a. die unterschiedliche Intensivität der wissenschaftlichen Bemühungen in den verschiedenen Zeitperioden und versucht sie zu erklären. Ungeachtet der angebotenen Periodik von 100 oder 50 Jahren bleibt das baltische Deutsch an der schriftlichen Sprache Deutschlands orientiert. Der größte Unterschied zum Hochdeutsch liegt in der besonderen Melodik und einigen Aussprachevarianten, auf die im Artikel von Lele-Rozentale teilweise eingegangen wird. Man sollte hier erwähnen, dass die Deutschbalten stolz auf ihre Aussprache waren und sie als „richtig“ und „echt“ verstanden haben. In dieser Hinsicht können bis jetzt wenig erforschte Tagebücher, Erinnerungen und Notizen aller Art und ihre sprachliche Analyse einen zusätzlichen Impuls für weitere Forschungen geben, denn sie verweisen nicht nur auf lexikalische Besonderheiten der deutschen Sprache im Baltikum, sondern auch auf Besonderheiten der Aussprache in Estland und Lettland. Offen bleibt auch die Frage danach, wie stark sich die deutsche Sprache der baltischen Deutschen in Estland und Lettland unterschied und regionale Spezifika aufwies. Der gegenseitige Austausch der Sprachen des Baltikums wurde von vielen Forschern betont und als Bereicherung des Sprachbestandes konstatiert.

Nach der Gründung der Nationalstaaten Lettland und Estland richtete sich die besondere wissenschaftliche Aufmerksamkeit der Analyse des Einflusses der deutschen auf die lettische und estnische Sprache. Dies zeugt von der Auseinandersetzung mit eigenem Wort- und Sprachgut der Letten und der Esten. Die stärkere Intensivität der Veröffentlichungen in Estland gibt einen Eindruck vom regen Interesse in der estnischen Wissenschaft an dem sprachlichen Erbe der Deutschbalten.

Der ganze Artikel zeugt von großer analytischer Arbeit, von umfassenden Kenntnissen und von großer Belesenheit auf diesem Gebiet. Alle von der Autorin definierten Perioden können als wissenschaftlich begründet nachvollzogen werden.

Wie Balode bemerkt, liegt das Hauptinteresse in der Forschung auf: Sprachgebrauch, Aussprache und – seltener – Toponymik. Als neu kann man das moderne sozio-linguistische Forschungsobjekt betrachten – die deutsche Sprache, die in den Zeitungen, die auf dem Territorium des Baltikums erschienen sind, ihren Widerhall findet.

Der Hauptteil des Bandes, „Annotierte Forschungsbibliographie“, umfasst sowohl größere analytische Forschungen, Vorträge und Wortsammlungen als auch kleine Zeitungsartikel, manchmal Rezensionen von zwei bis drei Seiten aus den Jahren 1759 bis 2014, die in deutscher, lettischer, estnischer, russischer und auch in englischer Sprache verfasst wurden. Die Kommentare sind für jedes einzelne Jahr alphabetisch geordnet, was die Suche nach dem notwendigen Aufsatz wesentlich erleichtert. So gibt es z.B. im Jahre 2005 18 kommentierte Aufsätze.

Obwohl im Vorwort darauf hingewiesen wird, dass auch in Litauen die Forschungsaktivitäten zu dem Thema „deutsche Sprache in Litauen“ (S. 9) einfließen, gibt es im Hauptteil des Bandes keine Verweise auf einzelne Forschungen zu den Fragen der deutsch-litauischen Sprachkontakte.

Im Vorwort zum Band wird das Analyseraster genannt, nach dem jeder Aufsatz untersucht und kommentiert werden sollte:

- 1) Thema, Ziel und Fragestellungen;
- 2) Methodologie und Untersuchungspraxis;
- 3) Ergebnisse und Schlußfolgerungen (S.10).

Nicht jeder Kommentar aber erweist sich als dem Schema entsprechend. Exemplarisch sollen hier die Kommentare z.B. zum kurzen Aufsatz von Bertrams (Georg Julius von Schultz) „Erzählungen im Halbdeutschen und gebundener Rede“ (S. 114) aus dem Jahr 1869 oder zum Artikel von Koidu Uustalus „Baltischdeutsche Sprachvarianz in Estland und Lettland im XVII. Jh.“ (S. 246) genannt werden. Aus den oben angeführten Kommentaren kann man eine klare Vorstellung von den Forschungsaufgaben und -methoden bekommen. Die Beispiele illustrieren die wichtigsten Erkenntnisse. Aufgrund von ausführlichen Kommentaren und zitierten Schlussfolgerungen kann in jedem einzelnen Fall die Auswahl der Literatur getroffen werden, was das Ziel der kommentierten Ausgabe rechtfertigt und erklärt. Wiederholungen von Veröffentlichungen wie z.B. von Anonymus aus den Jahren 1795 und 1797 oder von Aurelio Buddeus aus den Jahren 1847 und 1848 machen die Häufigkeit der Nennungen nachvollziehbar.

Die meisten im Band aufgelisteten Aufsätze (über 450) erörtern die phonetischen und lexikalischen Besonderheiten des baltischen Deutsch, dabei werden besonders häufig und detailliert niederdeutsche Elemente erforscht. Die wissenschaftliche Forschung interessiert sich für regionalen Wortbestand, berufliche Soziolekte (Gerichts- und Kanzleisprache, Jägersprache, Handwerkersprache u.a.), Toponymik, Entlehnungen aus den nationalen Sprachen und für die Auswirkung der Nationalsprachen, auch des Russischen und Französischen auf das baltische Deutsch. Hier sollte man erwähnen, dass das Interesse für Sprachkontakte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts besonders zugenommen hat. Viele Autorinnen und Autoren befassten sich mit Fragen der Phonetik und Satzmelodik, auch mit baltisch-deutschen Mundarten. Die Breite des wissenschaftlichen Interesses offenbart sich in für die

moderne Forschung seltenen Themen, wie z.B. Terminologie des Pferdegeschirrs (S. 223), oder in heute sehr modernen Themen wie „Nationale Vorurteile und Minderwertigkeitsgefühle“ (S. 210) und „Schwarz und Schulz oder: Schwarz gegen Schulz“ (S. 266) über den weiblichen Sprachgebrauch.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden neue Forschungsobjekte gefunden, wie Zeitungen, persönliche und offizielle Briefe und – viel seltener – Erinnerungen und Dichtungen, in denen sprachliche Besonderheiten des baltischen Deutsch thematisiert werden. Besonders auffallend ist die mangelhafte Darstellung der literaturwissenschaftlichen Aufsätze, obwohl in der kommentierten Ausgabe auch einige Werke von Werner Bergengruen und Erinnerungen von Else Hueck-Dehio oder einige Aufsätze zu der makkaronischen Dichtung zu finden sind. Hier sollte man hinzufügen, dass im Roman Oskar Grosbergs „Meschwalden“ (1937), der keinen Platz in der kommentierten Ausgabe gefunden hat, eine ganze Liste der deutschbaltischen Wörter und Redewendungen angeführt wird, die für den damaligen deutschen Leser aus dem „Deutschen Reich“ unverständlich sein konnten: „Der Leser im Reich wird viele Ausdrücke typisch baltischer Prägung nicht verstehen, deshalb ist dem Buch ein Anhang beigelegt worden, der die baltischen Wortbildungen erläutert.“¹ Ohne Zweifel könnte diese Wortliste die sprachliche Basis der Forschungen ergänzen und vervollständigen.

Neben literaturwissenschaftlichen Fragen befassten sich viele Forscher aufgrund der literarischen Werke auch mit linguistischen und kulturwissenschaftlichen Fragen und hätten in diesem Band Eingang finden müssen. Im Artikel Gustav Ränks „Volkskunde der Deutsch-Balten“, veröffentlicht in den „Baltischen Heften“ (Juli 1958), gibt es interessante Bemerkungen über die Sprechweise der Deutschbalten, aber auch dieser Artikel wird nicht erwähnt. Die Auswahlkriterien der Aufsätze sind nicht eindeutig.

Desweiteren gibt es einige textuelle Wiederholungen, die den gesamten sehr positiven Eindruck des Bandes dennoch nicht beeinträchtigen. Darüber hinaus ist zu bemerken, dass grundsätzlich jedem Titel des Aufsatzes eine Übersetzung ins Deutsche gegeben wird, einige Titel jedoch ohne Übersetzung bleiben, wie z.B. der Artikel Reet Benders (S. 329). Die wenigen Druckfehler stören den Lesefluß zwar nicht, abgesehen von der Jahresangabe 1818 unter dem Foto der Universität Tartu, nach der die Umbenennung der Universität etwa 100 Jahre dauern sollte (S. 353).

Die Tatsache, dass aus über 450 Kommentaren rund 60 wissenschaftliche Artikel von Autorinnen des Bandes verfasst wurden, zeugt von der tiefen Sachkenntnis beider Verfasserinnen. Das Buch ist gut konzipiert, hat eine nachvollziehbare Struktur, ist mit notwendigen Erklärungen versehen und kann ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk für Interessierte sein.

Valentina Talerko, Daugavpils

1 Oskar Grosberg: Meschwalden. Ein altlivländischer Gutshof, Leipzig 1937, S. 6.

Iuri A. Petrov (ed.): Rossiiskaia revoliutsiia 1917 goda: Vlast', obshchestvo, kul'tura [The Russian Revolution of 1917: Power, Society, Culture], 2 vols, Moscow: ROSSPEN 2017, Index, Illustrations, ISBN: 978-5-8243-2151-7

It has almost become a cliché amongst historians that Russians have paid more attention to the centenary of the First World War than that of the Revolution. Nevertheless, if 2017 saw no new monuments or lavish commemorations of the events of 1917, the fall of the Romanov dynasty and its replacement with Lenin's Bolsheviks did not go unnoticed. The thick, two-volume collective survey by members of the Institute of Russian History is particularly welcome in this respect, for it is a good indication that, after the chaotic quarter century that followed the Soviet Union's collapse, its scholars now examine the Revolution with relative dispassion.

A Hegelian might see the way Russians have considered their revolution over the past century as a dialectic. In the Soviet era, at least officially, the phenomenon was considered to be the inevitable and progressive transition towards the radiant future of Socialism. But as the USSR disintegrated, many came to regard it as an immense tragedy that wrought needless violence and destruction. In both cases, the emphasis often seemed to be on identifying its heroes and villains. Today, however, Russian historians tend to be more interested in understanding how the Revolution came about rather than attribute blame.

This is the goal Iurii Petrov, the Institute of Russian History's director, explicitly set when commissioning his colleagues to contribute to "Rossiiskaia revoliutsiia 1917 goda" (The Russian Revolution of 1917). As he explains, they were to respond to "the growing demand by contemporary Russian society, after the lengthy reign of ideological, political and historiographical mythology, objectively to re-examine [the Revolution] as natural stage in the uninterrupted historical development of Russia." (p. 1, 9) Like the international multi-volume series, "Russia's Great War and Revolution" – some of whose authors also contributed to this essay collection – Petrov's approach is look at the broader "arc of crisis," which regards the Revolution not as a single, radical break in with the past, but rather, as a "complex, multisided process" that spanned the seven years from 1914 to 1917, although he largely leaves the Great War out of the story.

After the obligatory historiographical survey, the volumes are divided into seven sections that cover foreign affairs, society, the economy, political institutions and parties, as well as culture. The first part is devoted to a relatively neglected aspect of the Revolution, with an extensive discussion of the Provisional Government's diplomacy by Dmitrii Pavlov, while Vladimir Buldakov describes the Bolsheviks' difficult negotiations at Brest-Litovsk with Germany to take their infant regime out of the war. If the former conducted its foreign policy largely in isolation of domestic events, much as its imperial predecessor, after October 1917 the two were intimately linked. Indeed, Buldakov points out, in 1918 "the very distinction [between foreign and domestic affairs] lost its traditional meaning" (p. 1, 125).

As a specialist in the field, Iurii Petrov naturally contributed to the lengthy (230 page!) section devoted to the economy, along with seven other scholars. Its chapters examine industry, agriculture, and transport, as well as the relevant policies of the successive governments. Turning conventional wisdom on its head, the authors point out that the economy was actually improving by the beginning of 1917. The problem was that the lion's share of the recovery was due to military production, while that of consumer goods continued to lag.

Meanwhile, with one third of the male working population in uniform, labour shortages in the field hampered agricultural production. After February, however, the economy went into free fall due to the Provisional Government's indecisive and confused management.

The volumes also devote considerable attention to politics, with two rich sections on "The Transformation of Government Institutions" and "Russian Political Parties during the Revolution of 1917." As in the chapters about the economy, the Provisional Government comes across as hopelessly irresolute. While its ministers undertook sweeping reforms to move the erstwhile empire towards Western style civil liberties, they lacked the confidence and will to make difficult decisions. Kiril Solov'ev notes that the Provisional Government was "a dictatorship bashful about its dictatorial authority [...] a revolutionary government that didn't consider itself fully revolutionary" (p. 479).

Interestingly, the authors suggest that the workers and soldiers' soviets in Petrograd initially bore little blame for the Provisional Government's fecklessness. They point out that, in the immediate aftermath of the February Revolution, these assemblies were willing to cooperate with the new regime. Therefore, there was no mutually competing "dvoevlastie" (dual authority). Instead, the ministers simply let power slip out of their hands, ultimately leaving it to the Bolsheviks to pick it up in October.

One of the most intriguing sections covers revolutionary culture. While it has long been studied in the West – the work of the late Richard Stites comes to mind – this is a relatively new field for Russian historians. Here too, the authors challenge the conventional wisdom that held that the Revolution appeared entirely to reject the Silver Age that preceded it, with the latter's emphasis on exoticism and art for art's sake. Instead, Tatiana Filippova points out, Russia's *fin de siècle* actually set the path for 1917, "In its content, style and specifics, the empire's culture of the early 20th century prepared (or predicted) how the crisis would unfold in a revolutionary way" (p. 2, 393). However, she concludes, even with the perspective of a 100 years, understanding the ways tradition and revolution were interwoven in the Soviet Union remains unclear.

Iurii Petrov and his "kollektiv" have produced an excellent reference that will be invaluable to students of Russian history (and their professors) in helping them understand the dramatic events of 1917. Even an essay collection of over 1 300 pages inevitably has a few shortcomings. Thus, while acknowledging its impact, it pays surprisingly little attention to the First World War itself. At the same time, the authors might have cited more foreign sources. But this in no way diminishes the volumes' importance. And they confirm that, at least amongst historians, the Cold War's ghosts are at last being laid to rest. If in the Soviet era, domestic and Western scholars tended to be divided into two very distinct solitudes when they studied the Revolution of 1917, they now carry out their dialogue in a "single, historiographical realm," as Petrov rightly points out.

David Schimmelpenninck van der Oye, Ontario

Sara Reguer: My Father's Journey: a Memoir of Lost Worlds of Jewish Lithuania, Brighton: Academic Studies Press 2015, 155 S., ISBN: 9781618114143

„Von Waloschyn machte ich mich auf den Weg nach Vilnius, das von den Litauern besetzt worden war. Die Reise war so gefährlich wie die Durchquerung des Roten Meeres.

Der Weg durch die bolschewistische Grenze glich einem Betreten eines Schlachtfeldes im Krieg, vor allem da die Boshewiki nicht geschmiert werden wollten und uns verboten, die Grenze zu überqueren.“¹ (S. 126) Bereits dieses kurze Zitat aus den zu besprechenden Aufzeichnungen des Moshe Aron Reguer weist auf relevante Orts- und Zeitbeschreibungen hin und liefert in Kürze Schlaglichter auf die Relevanz seiner Erinnerungen. Waloschyn (im Englischen meist Volozhin) ist der weißrussische Ort, in dem sich zwischen 1803 und 1941 eine berühmte Jeschiwa befand, die zu der wichtigsten Bildungsstätte der litauischen Juden (Litwaks) wurde und viele berühmte Absolventen verzeichnen konnte. Die Litwaks, zu denen auch der Verfasser der Erinnerungen zählt, lebten im gesamten Bereich des ehemaligen Großfürstentums Litauen, das nach den Teilungen Polens Ende des 18. Jahrhunderts zum Jüdischen Ansiedlungsrayon deklariert wurde. Erst mit den Staatsbildungsprozessen nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde das Judentum auf die Territorien unterschiedlicher Staaten gespalten und hatte nun mit Grenzen und Pässen zu kämpfen. Reguer erfuhr das am eigenen Leib, denn er reiste kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges über Vilnius, eine Stadt, in der zu dieser Zeit komplette Wirren herrschten, da innerhalb eines Jahres insgesamt 16 Mal das Besatzungsregime wechselte.

In dieser Kürze des Zitats wird bereits deutlich, welches Panorama den Leser bei der Lektüre der Erinnerungen Reguers erwartet. Der Autor, 1903 in Brest-Litovsk als Sohn einer Rabbinerfamilie geboren, kam früh in die bekannte Jeschiwa von Waloschyn und setzte seine Studien an weiteren jüdischen Bildungseinrichtungen im Ansiedlungsrayon fort. Zu diesen Stationen gehörten Babrujsk, Sluzk (beide im heutigen Belarus), Kremenschuk und Karilov (beide in der heutigen Ukraine). Die Studienaufenthalte wurden durch verschiedene Reisen zu Eltern und Verwandten unterbrochen. Dann geriet der Talmudstudent in die Wirren des Ersten Weltkrieges und überlebte auch zwei Pogrome sowie verschiedene Epidemien, die gegen Ende des Krieges herrschten. Trotz allem versuchte Reguer seine Ausbildung fortzusetzen, wozu er nach Kaunas, Białystok und Warschau reiste. 1926 verließ er Europa, um nach Palästina zu gehen.

Zu diesem Zeitpunkt verfasste er die hier edierten Erinnerungen. Sie weisen gegenüber vielen anderen Schriftstücken aus dieser Region zwei Vorzüge auf, denn sie wurden zeitnah verfasst und sie entstanden vor dem Holocaust, sind also nicht unter dem Schatten dieser Ereignisse verfasst worden. Reguer gibt äußerst interessante Einblicke in das jüdische Bildungssystem im Ansiedlungsrayon. Er charakterisiert Positionen verschiedener Rabbiner gegenüber ihren Schülern, schildert ausführlich den gewöhnlichen Alltag eines Talmudstudenten, die Stimmungen in den jeweiligen Jeschiwes, die Einflüsse von Haskalah, Zionismus und Sozialismus. Ebenfalls beschreibt er die existierenden Verbote weltlicher Literatur und russischsprachiger Bibliotheken sowie Wünsche und Versuche, säkulares Wissen zu erlangen. Bei Reguer siegte letztlich der ausgeprägte Hunger nach weltlicher Bildung und Kultur: „Als ich dort [in Warschau; R. L.] war, ging ich zum ersten Mal in die Philharmonie. Ich war verblüfft und wurde ein glühender Musikliebhaber. Ich ging auch zum ersten Mal ins Theater und war ebenfalls erstaunt Warschau war eine wirkliche Stadt!“ (S. 148).

Besonders eindrücklich sind die Situationen und Gefahren, Erlebnisse voller Erfahrungen von Angst und Gewalt, die er aus dem Blickwinkel eines jungen jüdischen Zivilisten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und der darauffolgenden Wirren wiedergibt. So erlebte

1 Alle Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche stammen von der Autorin der Rezension.

Reguer auch die Besetzung der Partisanenarmee des Ataman Grigoriev (eigentlich: Matwij Hryhorjew), die gegen die Bolschewiki kämpfte: „Am gleichen Morgen ereignete sich ein Vorfall in der Stadt, der die Juden erschreckte und besondere Ängste bei mir und meinen Verwandten hervorrief. Einer der Studenten aus der Jeschiwa von Slobodka ‚Knesset Isaak‘, die sich in der Nähe unserer Jeschiwa befand, wurde auf der Straße von einem Soldaten angehalten, der seine Papiere forderte. Als dieser das Wort ‚Talmudist‘ äußerte, verstand der Soldat ‚Kommunist‘. Im selben Moment befahl er ihm, den Kopf zu drehen. Er gab einen Schuss aus seiner Waffe ab, und der Schüler fiel auf den Boden und rollte in seinem eigenen Blut. Eine christliche Frau, die danebenstand, konnte es nicht ertragen, zuzusehen, wie der Junge unter großen Schmerzen starb, und wollte ihm etwas Wasser geben, aber der mordende Soldat drohte auch sie zu töten.“ (S. 88)

Erst im Kaunas der Nachkriegsjahre konnte Reguer seine Studien ungestört von Kriegs- und Gewaltszenen fortsetzen. Es schien ihm, als ob der Krieg in dieser Stadt keine Spuren hinterlassen hatte und das Wirtschaftsleben wie vor dem Krieg florierte. Da er nach dem Studium an der Jeschiwa keine Zukunft für sich im polnischen Staat sah, dessen Staatsbürger er zwangsläufig geworden war und an keiner europäischen Universität studieren wollte, reiste er 1926 in das Britische Mandatsgebiet Palästina aus. Dort studierte er an der Hebrew University, fand aber keine Finanzierung. So folgte er 1929 einer Einladung seines älteren Bruders nach New York, wo er an der Yeshiva University studierte, promovierte und bis 1974 lehrte.

Ergänzt wird dieser autobiografische Bericht durch Transkripte einiger Interviews, die seine Tochter Sara, die Herausgeberin des Bandes, mit Reguer in seinen letzten Lebensjahren führte. Ein weiterer Teil des Buches enthält in Faksimile und englischer Übersetzung die Briefe seiner Eltern und Schwestern, die weiterhin in Brest-Litowsk lebten und 1941 von den Deutschen ermordet wurden. Hier wird eine sehr authentische Perspektive auf die brieflichen Verbindungen einer Familie in den 1930er Jahren zwischen Amerika und Polen eröffnet, die auch Auskunft darüber gibt, wie sich jüdische Existenzen nach dem Krieg in einem wieder entstandenen Nationalstaat etablierten. Abgerundet wird die Darstellung durch biografische Angaben zu den in dem Erinnerungsbericht erwähnten Rabbinern, durch eine Darstellung der spezifischen religiösen Traditionen in der Familie Reguer und einer Reihe von Fotografien. Damit vermag es die Autorin, langjährige Professorin für Jüdische Studien am Brooklyn College, der Geschichte und Kultur der Litwaks ein wichtiges Denkmal in vielen Details zu setzen und bereits existierende Bilder um wesentliche Facetten zu erweitern.

Ruth Leiserowitz, Warschau

Alexander Košenina, Harry Liivrand, Kristel Pappel (Hrsg.): August von Kotzebue. Ein streitbarer und umstrittener Autor, Hannover: Wehrhahn Verlag 2017, 256 S. mit Abb. u. Tab., ISBN: 978-3-86525-492-4

Seit knapp einem Jahrzehnt bemüht man sich nicht nur in der akademischen Spezialforschung um die Revision und damit um ein angemessenes Bild des zu seinen Lebzeiten „buchstäblich weltberühmten“, von der deutschen Literaturwissenschaft aber bis ins 20. Jahrhundert nach Goethes und Schillers abwertendem Urteil geradezu verachteten August

von Kotzebue (1761–1819). Im Jahr 2012 initiierte der damalige Kulturattaché der Estnischen Botschaft Berlin, Harry Liivrand, die so genannten Kotzebue-Gespräche, die meist abwechselnd in Tallinn und in Berlin stattfanden und deren Ertrag aus einem ersten¹ sowie diesem vorliegenden, von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Sammelband besteht. Ohne thematische Einschränkungen wandte man sich der „migrantischen Prägung“ des in Weimar geborenen von Kotzebue zu, dem seine Wahlheimat Reval mit jener ungewöhnlichen sozialen Konstellation aus estländischer Ritterschaft, hanseatischem Stadtbürgertum und rechtloser estnischer Landbevölkerung stets „Flucht- und Rekreationsort“ als „biographische Mitte“ blieb (S. 9). In seinem Vorwort schlägt Conrad Wiedemann (Berlin) neun Kriterien vor, mit deren Hilfe auch dieser zweite Band der Kotzebue-Gespräche helfen könnte, ein „altes banausisches Dichter-Bild heiter zu demontieren und ein kritisch revidiertes neu zusammensetzen“: „Transkultureller Werdegang, Reval als Lebensmitte, autonome Lebensgestaltung, Theatralisierung als Kriterium des Erfolgs, Spieldrama vs. Lesedrama, Pakt und Spiel mit dem Publikum, klassische Komödienskepsis, literarische und politische Polemik, Anti-Napoleon“ (S. 11).

Die folgenden 12 Beiträge sind in drei Abschnitte gegliedert: zum einen über das schriftstellerische Werk, dann zur Literaturkritik und literarischen Rezeption und schließlich über die kulturellen und biografischen Kontexte. Nicola Kaminski (Bochum) analysiert „Kotzebues Klingsberg-Figur als fortsetzungsliterarische Probe aufs Exempel von Komödie um 1800“ (S. 15-47) und erkennt in dieser einen „Hybrid aus Verlachkomödie und rührendem Lustspiel“, findet aber „in metatheatralischer Perspektive [...] das ernsthafte Ringen einer als selbstreflexiv angelegten komischen Figur um ihr komisches Potential“. Eingehend werden hier zwei unvereinbare Komödientraditionen nachgewiesen – die des „ernsten Lustspiels“ im Rückgriff auf Lessings „Minna von Barnhelm“ sowie jene um Klingsberg zentrierte Paarbildung mit den Zügen einer Harlekinade. Im Unterschied zur „Zufallskomödie Minna von Barnhelm“ werde von Kotzebue der „komödienkonstitutive glückliche Ausgang als Produkt geglückter Intrige“ in Frage gestellt und von einem eigens reflektierten Märchenschluss in Form einer Zufallsfügung ersetzt: Die Komödie gehe über das Komödienende hinaus weiter.

Die Importwege der klischeebehafteten Rezeption des aus England stammenden Motivs der *Grub Street* mit ihrer fiktionalen Aufladung über Satire-Übersetzungen einerseits und Reiseliteratur andererseits zeichnet Nils Gelker (Hannover) nach (S. 47-65) und zeigt auf, wie von Kotzebue in „Der arme Poet“ mit dieser Tradition bricht. Er konterkariert nicht nur den unmoralischen Charakter des *Grub Street*-Poeten, sondern lässt die Hauptfigur mit dem bezeichnenden Namen „Kindlein“ kaum zwischen Realität und Fiktion unterscheiden: das „fremd- und selbstprojizierte Klischee des armen Dichters“ entpuppt sich schließlich als genau jene Fiktion, zu der es sich im Laufe der Rezeptionsgeschichte entwickelt hat.

Die gegenüber den 230 Bühnenstücken mit nur neun Texten eher knappe Romanproduktion von Kotzebues untersucht Otto-Heinrich Elias (Vaihingen) und kennzeichnet den stilistisch durchaus vielseitigen, umfangreichen Kriminalroman „Die Ortenbergische Familie“ eindeutig als sozialkritischen Text des „Sturm und Drangs“, der trotz der fast revolutionären Züge weder von der russischen noch von der preußischen Zensur kritisiert wurde

1 Klaus Gerlach, Harry Liivrand, Kristel Pappel (Hrsg.): August von Kotzebue im estnisch-deutschen Dialog, Hannover 2016.

(S. 67-85). In der sozialpsychologischen Studie „Philibert oder die Verhältnisse“ zum selben Thema als Werk des spätaufklärerischen skeptischen Realismus erlebt der Held eine Desillusionierung in mehreren Schüben, indem sich die sozialen Umwelteinflüsse als stärker erweisen als die Ideale der Jugend; die selbstsichere Persönlichkeit als „archimedischer Punkt in der verkommenen Gesellschaft“ (S. 73). Elias sieht dieses Werk vor allem als „anthropologische Studie“ mit dem Hof als „pessimistisches Modell des menschlichen Zusammenlebens“ (S. 75). Nach einem Blick auf weitere kleinere Schriften – teils als Parodie auf Voltaire, teils mit skurrilen Akteuren – verortet er von Kotzebues literarischen Standort vor allem in seiner Distanz zu zeitgenössischen philosophischen und literarischen Strömungen; wie viele seiner Bühnenwerke widerlegen auch seine großen Romane von Kotzebues „Ruf als leichtfertiger Kitschproduzent“ (S. 79). Seine literarhistorische Einordnung als „Komödienfabrikant (S. 84) sei abwegig, der philosophisch-politische Standort änderte sich in bestimmten Grenzen und könne aus den Romanen und historischen Arbeiten, aber aus nur wenigen Bühnenwerken erschlossen werden.

Eine Einzelanalyse des Briefromans „Leontine“ als „episodenreicher und gegen Schluss immer rasanter voranstrebender Unterhaltungsroman“ (S. 96) liefert Alexander Košenina (Hannover) mit dem Ziel, den Hintergrund des estnischen und livländischen kulturellen Schauplatzes auszuleuchten (S. 87-99). Vermögen und guter Ruf gelten als Voraussetzungen für eine gute Ehe, letzterer bildet das Fundament der Familienehre, der sozialen Anerkennung und der Heiratspolitik. Von Kotzebue übernimmt zwar die bürgerlichen und adeligen Konventionen seiner Zeit, kritisiert aber auch zahlreiche Erscheinungen. In keinem anderen Werk gibt von Kotzebue so viele autobiografische Anspielungen und gestaltet die reformatorische Bewegung im damaligen Estland; nirgends sonst interessiert sich der Autor so stark für den „anthropologischen Roman“, für die „psychologischen und psychosomatischen Folgen aussichtsloser Liebe“ (S. 99). Neben den großen Bühnenerfolgen müssten die Romane als „Parallelaktionen“ (S. 98) kulturgeschichtlich entschieden stärker beachtet werden, als es in der Literaturgeschichte erfolgt sei.

Im ersten Beitrag des zweiten Abschnitts behandelt Klaus Gerlach (Berlin) die Kritiken des Jugendfreundes von Friedrich Schiller und angesehenen Persönlichkeit der Gelehrtenwelt um 1800, Ludwig Ferdinand Huber, als Auslöser der Selbstreflexion von Kotzebues (S. 104-114). Das Verhältnis beider Kontrahenten liefert Erkenntnisse über von Kotzebues Beziehungen zur zeitgenössischen Literaturkritik wie über sein ästhetisches Konzept generell, gerade auch nach der Wandlung ihrer Freundschaft in Feindschaft. Für von Kotzebue war das Theater, bei dem der zwischen Schauspielen für die Bühne und solchen für die Lektüre unterschied, keine „Bildungsanstalt des Geistes, sondern eine Bildungsanstalt der Moral“ (S. 109). Entgegen der Weimarer Klassik und der Romantik mit ihrem elitären Literaturbegriff befragte er die Dramen, wie weit sie die Einbildungskraft des Publikums durch Gedankenreichtum und Sprachkraft beeinflussen könnten – das Wecken dieser Einbildungskraft war ihm im Gegensatz zu den Weimaranern die wichtigste Eigenschaft eines Theaterstücks. Der durch literarischen Skandal früh in seiner Glaubwürdigkeit beschädigte von Kotzebue sah, dass die Rezeption seines Werkes durch seinen schlechten Ruf litt, und versuchte, sein Werk von der Person zu trennen.

Jens Thiel (Berlin) befasst sich mit der Annäherung von DDR-Autoren an von Kotzebue (S. 115-136). Nach einem weitgehend negativen, teils karikaturenhaft verzerrten Bild in den 1950er Jahren lässt sich seit Mitte der 1980er Jahre ein Wandel erkennen, dem Thiel

an vier Fallbeispielen nachgeht. Während Peter Kaeding ihn unter bewusster Vermeidung „pädagogisierender[r] Verwissenschaftlichung“ (S. 117) nicht als negative Figur, sondern als „Trivialgenie“ (S. 118) distanziert behandelt, betont Werner Liersch den aktuellen Konflikt zwischen Macht und Idee, wobei er den Attentäter Karl Ludwig Sand als einsamen Veränderer beschreibt, der sich tragisch in seinen Fanatismus verrannt habe; zum „politischen Negativurteil trat hier das ästhetische Verdikt“ (S. 122). Thomas Braschs Kotzebue wiederum sei eine „Mischung aus historischer Vorlage und fiktiver Person“ (S. 125) mit deutlichen Bezügen zum Autor selbst. Peter Hacks schließlich nutzt ihn als der profundeste ostdeutsche Kenner des Werks von Kotzebue als Gewährsmann in seiner Dauerfehde gegen Romantik in der Literatur. Er stellt die Stücke in einen sozialgeschichtlichen Kontext innerhalb seiner „Verfallsgeschichte“ (S. 125) und konstatiert von Kotzebues freieren Umgang mit Sinnlichkeit und Erotik im Vergleich zum Biedermeier; Hacks verstand jedenfalls von Kotzebue als Klassiker von nachgeordneter Bedeutung. In den von Thiel behandelten Büchern könnte es sich um ein Krisenphänomen handeln, in dem von Kotzebue nur die Rolle eines instrumentalisierten Statisten zukam – es könne aber auch das Bemühen sein, eine der „zweifelsohne vielfältigsten und widersprüchlichsten literarischen Gestalten der Zeit um 1800 [...] neu zu entdecken“ (S. 136).

Die Dynamik der in mehreren Wellen erfolgenden Rezeption von Kotzebue-Dramen beim estnischsprachigen Publikum untersucht Maris Saagpakk (Tallinn) vornehmlich für das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts (S. 137-153), wobei die bisher nahezu unerforschte Übersetzungsgeschichte eine erhebliche Rolle spielt. Im frühen estnischsprachigen Theater nahm von Kotzebue eine dominante Rolle ein. Die Rezeption in der estnischen Presse ist zunächst bestimmt von der Vorbildrolle der Deutschen, weicht dann aber mit Verbreitung emanzipatorischen Denkens einer emotionalen und sachlichen Kritik z.B. an deutschsprachigen Wendungen, zur Jahrhundertwende an den so genannten Baronsthemen generell. Seine als negativ bewertete Produktivität haftet ihm an, inzwischen aber werden in einer Art dritter Rezeptionswelle der akademische Diskurs sowie Aufführungen neu belebt, indem die interkulturellen Bezüge in den Anfängen estnischer Hochkultur neue Aufmerksamkeit finden.

Der im Jahr 2016 verstorbene Andres Laasik weist in seinem knappen Beitrag (S. 155-158) darauf hin, dass die langen und schwierigen Beziehungen zwischen deutschbaltischem Adel und Esten in der Aufklärungszeit als die zwischen liebendem Vater und makellosem Sohn dargestellt wurden. Das änderte sich im Verlauf der neueren Geschichte ins Gegenteil, wie beispielhafte Hinweise auf estnische Dramen zeigen. Von Kotzebues aufklärerisches Konzept sei bei den Esten nicht besonders populär gewesen, nun aber gewandelt, da die historischen Barone vollkommen anders seien als die Deutschen unserer Gegenwart. Mit Anton Hansen Tammsaares mehrfach dramatisierten „Ich liebte eine Deutsche“ begann eine Bewegung der Idealisierung, indem man alte Stereotype verwarf – „the imaginary world of August von Kotzebue fits well into the contemporary world“ (S. 158).

Im letzten Abschnitt werden unterschiedliche kulturelle und biografische Kontexte angesprochen wie von Kotzebues Beziehung zur Musik, zur zeitgenössischen Turnbewegung, zur bildenden Kunst und sein Kampf für die Freiheit. Die beiden Mitherausgeber Harry Liivrand und Kristel Pappel betonen von Kotzebues Aufgeschlossenheit gegenüber dem damaligen Musik- und Musiktheater-Repertoire, das er als „Genie des Performativen“ auf die Bühne brachte (S. 161-188, hier S. 161). Die Autoren dieses Beitrags zeichnen im Einzelnen nach,

wie von Kotzebue die Musik in der Großstadt Paris 1790/91 aufgenommen hat und welche Spuren sie bei ihm hinterließ, welche Musik ihn auf seinem Landgut in Estland 1809–1813 umgab und mit welchen musikalischen Problemen er sich in Reval 1812/13 befasste. Als Augenzeuge revolutionärer Aktionen in Paris nahm er in seinen Werken gegenüber der Revolution eine kritisch-ironische Haltung ein. Begeistert von Christoph Willibald Glucks Opern verhielt er sich zur Musik pragmatisch; sie intuitiv wahrnehmend sprach er ihr eine Funktion zu: Sie sollte Empfindungen weitergeben. Musik ist in vielen seiner Werke ein unlösbarer Teil des Lebens, besonders bei Frauen; sie gehörte zu den grundlegenden Werten einer erfüllten Existenz. Zu dieser Zeit war das Musikleben in Estland vielfältig, auf dem Lande pflegten sie eigens herausragende Persönlichkeiten von Musiklehrern. Von Kotzebue hielt Musikunterricht und Musizieren sowohl auf seinem Gut als auch in Reval für sehr wichtig. Eingehend behandeln die Autoren den Kontakt zu Ludwig van Beethoven, der die Musik für zwei Theaterstücke von Kotzebues komponierte und diesen seinerseits bat, ein Libretto für ihn zu schreiben. Dazu kam es aufgrund des Napoleonischen Feldzugs aber nicht. Aus von Kotzebues letztem Brief geht hervor, dass er Librettist und Komponist als gleichwertige Partner betrachtete; Beethoven und er hatten zwar unterschiedliche Vorstellungen – ein romantisches, heroisches Sujet beim Komponisten, eine entspannende, idyllische Unterhaltung verschiedener Stimmungen bei ihm – beide aber waren zu Kompromissen bereit.

Als Herausgeber von Zeitschriften befasste sich von Kotzebue auch intensiv mit den allgemeinen Debatten, nicht zuletzt mit der zeitgenössischen Pädagogik und Körperkultur. Seine Haltung bestand nicht nur im Widerstand gegen die sich formierende, national orientierte Turnbewegung unter Friedrich Ludwig Jahn. Felix Saure (Hamburg) untersucht einige Reflexe der damaligen Pädagogik und Körperertüchtigung in von Kotzebues Werk als Hintergrund für die philanthropische Erziehung an der Schule von Christian Gotthilf Salzmann in Schnepfenthal bei Gotha mit besonderer Rolle des Schwimmens (S. 189-208). Dabei kritisiert von Kotzebue die noch immer wirksamen Erziehungs- und Bildungsideen einschließlich der Perücken, pedantischen Kleidung, artifiziellen Gebärden und lateinischen Publikationen ebenso wie die moderne Pädagogik von Johann Bernhard Basedow bis Jean-Jaques Rousseau. Für fünf Jahre gab von Kotzebue seinen ältesten Sohn Wilhelm in die Lehranstalt Schnepfenthal, wo nach philanthropischer Grundüberzeugung die Erziehung zur Selbstständigkeit, Natürlichkeit und gleichwertigen Ausbildung von Geist und Körper im Vordergrund stand. Schwerpunkte bildeten dabei im Rahmen des Sportunterrichts die Gymnastik, ausgerichtet am Ziel der sozialen Nützlichkeit, sowie das Schwimmen. Von Kotzebue war über das Turnen hinaus ebenfalls mit Diskursen der zeitgenössischen Körperkultur vertraut, wobei seine Position gegenüber den Philanthropen im Unterschied zu jener gegenüber den Turnern bisher kaum erforscht ist. Gegen eine Ideologisierung von Körperertüchtigung mit ihrer romantisch-organologisch-völkischen Metaphorik des Turnens eintretend, begrüßte er die Grundsätze von Natürlichkeit, Vernunft und Harmonie von Körper und Geist.

Sechs Abbildungen veranschaulichen den Beitrag von Anu Allikvee (Tallinn) über von Kotzebues indirekte, aber bedeutende Beziehungen zur Bildenden Kunst (S. 209-231). So holte er den Dresdener Kunstlehrer, Maler und Lithografen Carl Sigismund Walther nach Estland, der eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der estnischen Grafik spielen sollte und aus dessen Schule später mehrere bedeutende Künstler hervorgingen. Bekannt wurde nicht zuletzt auch August von Kotzebues Sohn Alexander, der als vierjähriges Kind in

Mannheim Zeuge der Ermordung seines Vaters war und als Maler historischer Schlachten später kaiserlich-russischer Hofmaler wurde und akademische Tradition mit dem aktuellen Realismus verband.

Abschließend befasst sich Sven Lachhein (Weimar) mit von Kotzebues „Kampf für die Freiheit“ (S. 233-253), den er mit einer Flut von Pamphleten, Aufrufen und literarischen Satiren gegen Napoleon führte. Nachdem 1812 sein Sohn Wilhelm gefallen und sein Sohn Moritz in Gefangenschaft geraten war, veröffentlichte von Kotzebue den „Noch Jemand-Zyklus“ (S. 236) als Synonym für Napoleon. Darin verherrlichte er die Taten der russischen Armee, in einer weiteren Posse trat der Kaiser als Geißel Gottes, als „Höllensohn“ auf (S. 279) – ein wiederholt von Kotzebue verwendetes Motiv. Gut informiert über die tagespolitische Lage und sämtliche dynastischen Verflechtungen setzte er diese Kenntnisse in politisch-satirischer Absicht dramaturgisch um. Als „Russlands Propagandabeauftragter in Preußen“ wirkte er ab 1815 auf die Presse ein und führte den „Noch Jemand-Zyklus“ weiter. Inhaltlich entsprachen von Kotzebues Schriften der damaligen umfangreichen „Widerstandsliteratur“ und damit dem Zeitgeist – Mythisierung des Eroberers und Vergangenheitsbezüge orientierten sich an der von diesem selbst geförderten Hagiografie. Bemerkenswert aber bleibt, dass es sich hier um ein über Jahre gewachsenes Gesamtwerk handelt.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes zeigen bei überzeugender Gliederung eine breit gefächerte, mit unterschiedlichen Ansätzen und Methoden durchgeführte Forschung zu der vielschichtigen Persönlichkeit August von Kotzebues. In den diversen einschlägigen Sachbereichen werden jeweils neue Erkenntnisse erzielt und mit der wieder auflebenden Forschung um seine Person verbunden – bei nur gelegentlichen kleineren Wiederholungen allgemeiner Tatbestände. Die abschließende Adressenliste der Mitwirkenden ist hilfreich, leider fehlen aber Register.

Der vorliegende Band bildet ein begrüßenswertes Teilergebnis der ebenso regelmäßigen wie intensiven Bemühungen, zur „Revision eines literaturgeschichtlichen ‚Falls‘“ beizutragen (Wiedemann in der Vorwort-Überschrift). Zusammen mit anderen Initiativen hilft er,² ein kritisch revidiertes, neues Bild von einer Persönlichkeit zu schaffen, die als „unermüdlicher Textproduzent, Journalbetreiber und politischer Aktivist, [...] als literarischer und politischer Polemiker“ zu Lebzeiten und in der Rezeption massiven Missverständnissen ausgesetzt war (S. 10). Es stimmt hoffnungsvoll zu hören, dass mit Hilfe der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, dessen Mitglied August von Kotzebue vor genau 215 Jahren geworden war, die „Kotzebue-Gespräche“ inzwischen mit dem siebten fortgesetzt wurden und dass weitere geplant werden.

Michael Garleff, Oldenburg

2 Neben neuerer Fachliteratur sei hier nur hingewiesen auf: Johannes Birgfeld, Julia Bohnengel, Alexander Košenina (Hrsg.): Kotzebues Dramen. Ein Lexikon, Hannover 2011.

Vladimir P. Buldakov, Tat'jana G. Leont'eva: Vojna, porodivšaja revoljuciju [Der Krieg, der die Revolution hervorbrachte], Moskau: Novyj Chronograf 2015, 720 S., ISBN: 978-5-94881-292-2

Lange Zeit war der Erste Weltkrieg, den die Zeitgenossen noch „Großen Vaterländischen Krieg“ genannt hatten, in der russischen Geschichtsschreibung „vergessen“. In sowjetischer Zeit lag der Forschungsschwerpunkt auf den Ereignissen von 1917 und dem Bürgerkrieg, während die soziokulturelle Einheit von Krieg und Revolution verschwiegen wurde. Diese Schiefelage wurde erst in den letzten Jahren korrigiert – vor allem im Zusammenhang mit dem 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs. Deutlichster Ausdruck dieses Prozesses ist das an dieser Stelle rezensierte Buch.

In der westlichen Forschung wird der Zeitraum zwischen 1914 und 1922 schon lange als ein zusammenhängendes Ganzes gesehen. Doch selbst vor diesem Hintergrund hebt sich das Buch Vladimir Buldakovs und Tat'jana Leont'evas durch seinen originellen Ansatz ab. Dies ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass sich die Autoren auf eine gewaltige Menge privater Quellen stützen, anhand derer sich die Einstellung der Bevölkerung nicht nur gegenüber den konkreten (politisch instabilen und wechselnden) Machthabern, sondern auch gegenüber der Macht an sich nachzeichnen lässt. So wird deutlich, dass der Wahrnehmung der einzelnen Regierungen, unabhängig davon, ob diese in der konkreten Situation zaristisch, demokratisch oder sowjetisch waren, die immer gleichen kratologischen Kriterien zu Grunde lagen: Die (in ihrem Kern paternalistische) Macht sollte stark, tatkräftig und ideologisch verständlich sein. In kritischen Situationen sollte sich dies sowohl auf konkreter als auch auf symbolischer Ebene immer wieder bewahrheiten.

Buldakov und Leont'eva haben bereits deutliche Spuren in der Geschichtsschreibung hinterlassen: Buldakovs „Krasnaja smuta“ [Die Roten Wirren] und „Chaos i étnos“ [Chaos und Ethnos] setzten geschichtswissenschaftliche Wegmarken und konnten das Spektrum der methodischen Herangehensweisen an die Erforschung der Revolution von 1917 spürbar erweitern.¹ Leont'eva setzte mit ihrer Monografie „Vera i progress“ [Glaube und Fortschritt] den Ton für die Erforschung der russischen Religiosität „von unten“, d.h. der Einstellung des traditionell geprägten Teils der Gesellschaft zur Religion, die wiederum nicht ohne Auswirkungen auf den Gang der Ereignisse des Kriegs und der Revolution bleiben konnte. Es liegt auf der Hand, dass sich ohne den Blick auf die Veränderungen, denen die Beziehungen zwischen Gesellschaft, Kirche und Staat unter den Extrembedingungen von Krieg und Revolution unterlagen, weder die soziokulturellen Voraussetzungen noch die chaotische (synergetische) „Logik“ der Russischen Revolution verstehen lassen.²

Generell unternehmen die Autoren den Versuch, die Revolution „von innen heraus“ zu betrachten. Sie wenden sich gegen jeden vulgären Gegenwartsbezug, der der Vergangenheit die Etiketten der Gegenwart anheftet und die bekannten verschwörungstheoretischen Denk-

1 V.P. Buldakov: *Krasnaja smuta. Priroda i posledstvija revoljucionnogo nasilija* [Die Roten Wirren. Wesen und Folgen der revolutionären Gewalt], Moskau 1997; ders.: *Chaos i étnos. Étničeskie konflikty v Rossii, 1917–1918 gg.* [Chaos und Ethnos. Ethnische Konflikte in Russland in den Jahren 1917–1918], Moskau 2010.

2 T.G. Leont'eva: *Vera i progress. Pravoslavnoe sel'skoe duhovenstvo Rossii vo vtoroj polovine XIX – načale XX vv.* [Glaube und Fortschritt. Die orthodoxe Dorfgeistlichkeit Russlands in der zweiten Hälfte des 19. – Anfang des 20. Jahrhunderts], Moskau 2002.

muster provoziert. Dabei merken sie an, dass die Fähigkeit des Beobachters (wie auch des Historikers) gewaltiger Ereignisse, diese wirklich zu verstehen, nicht etwa darin bestehe, einen „Schuldigen“ für all das auszumachen, was nicht in die gewohnten Denkmuster passt, sondern darin, hinter der unerklärlich erscheinenden Urgewalt des Geschehenen eine „Logik höherer Ordnung“ zu erkennen (S. 446). Der synergetische Ansatz, der das Zusammenspiel des nach gängigen Maßstäben Folgerichtigen und des Zufälligen bzw. des Objektiven und des Subjektiven untersucht und hinter dem scheinbaren Chaos der russischen Wirren die Logik der krisenbedingten Zerstörung und anschließenden Wiedererweckung des System aus sich selbst heraus zu erkennen versucht, ist eine in der der Revolution gewidmeten Historiografie vergleichsweise neue Erscheinung.

Buldakov und Leont'eva gehen Themen nach, die sich wie rote Fäden durch die gesamte Geschichte der russischen Wirren des 20. Jahrhunderts ziehen und deren Charakteristika erklären können. Eines von diesen sind die zwischen Gesellschaft und Staat bestehenden paternalistischen Beziehungen. Der in weiten Teilen der russischen Gesellschaft fortbestehende paternalistische Blick auf die bürokratische Macht blockierte die vor der Revolution einsetzenden Modernisierungsprozesse. Unter den Extrembedingungen des „totalen Kriegs“ musste dies zwangsläufig mit besonderer Schärfe zu Tage treten.

Ein anderes eng mit dem paternalistischen Erbe verbundenes Thema ist die von den Autoren konstatierte Neigung der Russen zu irrationalen Gewaltausbrüchen, die angesichts des fehlenden Verständnisses für die Kriegsziele aufflammten. Die Tatsache, dass sowohl die autokratischen als auch die demokratischen Machthaber ihre Wertgrundlage und axiologische Basis verloren, zog einen, sich durch alle Gesellschaftsschichten ziehenden Sittenverfall nach sich, der die revolutionäre Gewalt überhaupt erst in die Lage versetzte, in sakralem Glanz daherkommen.

Das dritte Problem sind die menschlichen Emotionen, die die rationale Wahrnehmung der Realität blockieren und Affektzustände hervorrufen, die das Ausmaß der Gewalt steigern. Die menschlichen Zivilisationen bauen auf Steuerung und Regulierung der Emotionen des Menschen (Norbert Elias). Nichtsdestotrotz kommen in Krisenzeiten archaischere Wahrnehmungs- und Verhaltensformen an die Oberfläche, die sich in spontanen Gewaltausbrüchen entladen. Buldakov und Leont'eva zeichnen den Prozess einer solchen Akkumulation emotionaler Spannung nach, der schließlich in eine chaotische Revolution und einen grausamen Bürgerkrieg mündete. Eher an psychologischen als an politischen Aspekten interessiert, bemerken die Autoren, dass die Spaltung des sozialen Raums in den Jahren des Weltkriegs nicht entlang der bekannten Parteigrenzen verlief, sondern vielmehr durch unterschiedliche gesellschaftliche Temperamente und individuelle Emotionen bestimmt wurde (S. 366). So gesehen lässt sich der revolutionäre Konflikt als Konfrontation unterschiedlicher Gefühlslagen betrachten, die für bestimmte Bevölkerungsschichten typisch waren.

Das Buch ist auf Grundlage reichen Quellenmaterials geschrieben, so dass den Autoren selbst Nuancen und Färbungen von Prozessen nicht entgehen, die in der Geschichtsschreibung sonst eher verloren gehen. So zeichnen sie z.B. ein ebenso vielschichtiges wie ambivalentes Bild der im Sommer/Herbst 1914 in der Gesellschaft herrschenden Stimmungen, die gewöhnlich als „patriotisch“ beschrieben werden. Tatsächlich konnten sich hinter den nach außen hin demonstrierten Manifestationen des „Patriotismus“ sehr unterschiedliche psychische Intentionen verbergen: von einem aufrichtigen und rational reflektierten Wunsch, die Heimat zu verteidigen, bis zu irrationalen Ängsten, die sich in aggressiv-panischen Aufrufen

und Aktionen ergossen; von der Gier, „sich am Krieg zu bereichern“, bis zu fatalistischer Schicksalsergebenheit. Nicht von ungefähr ließ sich in allen kriegführenden Ländern ein „Karnevalseffekt“ der Mobilisierung verzeichnen. So können laut M. Bachtin Hoch- und Volkskultur in Extremsituationen durcheinandergeraten: Im Zuge einer solchen Inversion wird das Profane sakral und das Sakrale profan.

Buldakov und Leont'eva vertreten die These, dass die visuelle patriotische Propaganda, an der sich viele bekannte Künstler beteiligten (besonders populär war ein am volkstümlichen Lubok orientierter Stil) die offiziellen patriotischen Intentionen eher diskreditierte: „Die martialische Graphik weckte eher Befremden als patriotische Gefühle. Einen gebildeten Menschen stieß sie angesichts ihrer künstlichen Schlichtheit eher ab, während der einfache Mann weder die Tragik des Geschehenden noch die mit einer Niederlage verbundenen Gefahren spürte – der Mobilisierungseffekt des Lubok war sicherlich nicht allzu hoch“ (S. 89). Zudem wurde das wohlgemeinte Anliegen auf der quasipatriotischen Welle nicht selten durch individuelles Fehlverhalten diskreditiert. So verweisen die Autoren z.B. auf Frontbesuche berühmter Persönlichkeiten, die eigentlich dem Ziel dienen sollten, die Soldaten zu unterstützen, tatsächlich aber auf geschlossene Trinkgelage mit den Offizieren hinausliefen, was unter den einfachen Soldaten Gerüchte und Gerede aufkommen ließ. So kann es kaum verwundern, dass der Volksmund schließlich selbst die in den Feldhospitälern tätigen Krankenschwestern der Unzucht bezichtigte.

Mit Blick auf die Resultate der patriotischen Propaganda bemerken die Autoren folgendes: „Der historische Selbstbetrug kommt teuer zu stehen. Die optimistische Eschatologie nimmt leicht eine revolutionäre Pervertierung an“ (S. 83). Der Mechanismus dieser Metamorphose hing damit zusammen, dass die offizielle Propaganda den Fehler beging, ein Feindbild nach europäischem Muster zu schaffen. So weisen Buldakov und Leont'eva darauf hin, dass die karikaturhafte „Maske Wilhelms“ letztlich am Gesicht Nikolaus II. haften blieb: Der äußere Feind ähnelte seinem Doppelgänger in Gestalt der autokratischen Macht (S. 107).

Das schnelle Überschwappen der patriotischen Motive in die revolutionäre Propaganda war insbesondere unter den Angehörigen diverser Randgruppen und vor allem unter Studenten virulent, deren prekärer sozialer Status sie im Zusammenspiel mit den altersbedingten psychologischen Besonderheiten der Jugend besonders anfällig für emotionale Impulse machte. So merken die Autoren an, dass nur im Milieu der Akademiestudenten eine mehr oder weniger konsequente Unterstützung des offiziellen Regierungskurses zu verzeichnen war, während der Rest der Studentenschaft erklärte, im Krieg lieber für das künftige als für das gegenwärtige Russland sterben zu wollen – und den Zar zugleich verdamnte (S. 146).

Es ist zu ergänzen, dass Zar und Vaterland selbst im patriotischen Bewusstsein der Bauern nicht mehr zwangsläufig zusammen gedacht wurden. So erklärte z.B. der zur Armee einberufene aus dem Gouvernement Kostroma stammende 22-jährige Bauer Aleksandr Metlin am 16. August 1915 gegenüber Freunden in angetrunkenem Zustand, „für Glauben und Vaterland dienen“ zu wollen, und zog anschließend fluchend über den Zaren her.³ Der mit dem Georgskreuz ausgezeichnete 27-jährige Bauer Vasilij Kuznecov erklärte auf Heimaturlaub im Gouvernement Vologda im November 1916: „Was will ich mit dem Zaren: Ich diene nicht dem Zaren, sondern für Glauben und Vaterland. Unser Zar ist ein Blutsauger

3 Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF), f. 102, op. 265, d. 976, l. 52.

und löscht nur das Volk aus.“⁴ Mit der Zeit ließ sich sogar in Kreisen der monarchistisch gesinnten Intelligenz ein „Patriotismus ohne Zaren“ erkennen: „Und unser wunderbarer Oberst [Nikolaus II.; V. A.] hockt im Stab herum und macht sich einen Lenz. Nein, an diese Dynastie kann man nicht mehr glauben. Ich glaube nur an Russland, weil in ihm die Zukunft der Menschheit liegt“, schrieb B.V. Nikol'skij am 25. Juni 1915.⁵ Der Prozess der fortschreitenden Entsakralisierung, den das Bild des Zaren im Bewusstsein der einzelnen sozialen Gruppen durchlief, wurde bereits von B.I. Kolonickij ausführlich beschrieben.⁶ Buldakov und Leont'eva ergänzen dieses Bild um eine Darstellung der Veränderungen, denen die Bilder der Hauptakteure des Jahres 1917 (A.F. Kerenskij, L.G. Kornilov, L.D. Trockij und V.I. Lenin) ausgesetzt waren.

Parallel zum Prozess der Entsakralisierung der Macht verlor auch die fest in das Staatssystem integrierte Kirche zunehmend an Ansehen. Mit der Kriegsmüdigkeit der Soldatenmassen wuchs auch deren Gleichgültigkeit gegenüber den Feldgeistlichen, die über die Stimmung der Soldaten wachen und patriotische Propaganda betreiben sollten, von einem bestimmten Zeitpunkt an aber nur noch für Verdruss sorgten: „Das Vertrauen auf Gott, der Glauben an die Kraft des Gebets und die schützende Kraft des Kreuzes hielt sich bei ihnen nur zu Beginn des Krieges. Militärische Niederlagen, Hunger, Läuse, schlechte Ausrüstung, Infektionskrankheiten und zugleich auch Gerüchte über den ‚Verrat‘ des Zaren und der Zarin und das Wirken Rasputins ließen die ‚Schützengraben-Religiosität‘ schlagartig sinken“ (S. 244). Die Autoren verweisen in diesem Zusammenhang auf eine Zunahme der Fälle von Gotteslästerung und Verbreitung absurder, die Geistlichen betreffender Gerüchte unter den Soldaten. So erfand die Soldatenfolklore nicht zuletzt das Bild des der Krankenschwester nachstellenden Popen. Erwähnt wird in diesem Zusammenhang auch eine Zunahme popenfeindlicher Stimmungen unter Soldatinnen (S. 270). Dem lässt sich hinzufügen, dass die gotteslästerlichen Äußerungen der Bauern in einer Reihe von Fällen auch damit zusammenhängen, dass der Volksglaube an Christus weit von den orthodoxen Dogmen entfernt war. Unter den Bauern waren Gerüchte in Umlauf, denen zufolge ein neuerlicher Christumord der Beginn eines neuen glücklichen Lebens sein werde.⁷

Der Zusammenprall unterschiedlicher Glaubensvorstellungen zeigte sich auch in einer zunehmenden Verbreitung des Sektenwesens und der Entfremdung der einfachen Gläubigen von ihrem offiziellen Glauben. Natürlich war dies keine ausschließlich kriegsbedingte Erscheinung. So verweisen die Autoren auf den Umstand, dass auch 1912 bereits 11 629 Menschen vom Orthodoxen Glauben abgefallen waren (S. 223). In den Kriegsjahren bemerkten die Missionare allerdings eine sich weiter vertiefende Entfremdung der einfachen Gemeindemitglieder von ihrer Kirche, während zugleich alle möglichen mystischen Sekten Zuspruch gewannen. So kehrten z.B. 1915 in der Eparchie Stavropol' 481 Gläubige der Orthodoxie den Rücken.⁸ Die Verfasser unterstreichen, dass zwischen den einfachen Gläu-

4 Ebenda, I. 125.

5 B.W. Nikol'skij: *Dnevnik. 1896–1918. T. 2.: 1904–1918* [Tagebuch. 1896–1918, Bd. 2: 1904–1918], St. Petersburg 2015, S. 220.

6 Vgl. B.I. Kolonickij: „Tragičeskaja erotika“. *Obrazy imperatorskoj sem'i v gody Pervoj mirovoj vojny* [„Tragische Erotik“. Bilder der Zarenfamilie in den Jahren des Ersten Weltkriegs], Moskau 2010.

7 Vgl. Russisches Staatliches Historisches Archiv (RGIA), f. 1405, op. 521, d. 476, l. 278 ob.

8 Vgl. RGIA, f. 797, op. 86, otd. 3, st. 5, d. 136a, l. 159.

bigen und dem Glauben in Russland eine stark hierarchisierte und bürokratisierte Kirche stand. Unter den Extrembedingungen genügte den Gläubigen die ritualisierte Befriedigung ihrer spirituellen Bedürfnisse in immer geringerem Maße. So kann es nicht überraschen, wenn von der Tribüne der Staatsduma erklärt wurde, dass fast 90% der Gläubigen nach dem Kirchenkanon Häretiker seien (S. 221).

Es ist anzunehmen, dass die Abkehr von der Orthodoxie mit der zunehmenden Unzufriedenheit mit der obersten Staatsmacht in Zusammenhang stand. In diesem Kontext sind Berichte über, von der Zensur abgefangene Frontbriefe von großem Interesse, denen zufolge die Konfiskation im August 1916 in elf von insgesamt 92 Fällen durch die unkanonische Auslegung der Texte des Evangeliums begründet war, während die Zensoren nur in fünf Fällen Anzeichen revolutionärer Agitation erkannten. (Die allermeisten der beanstandeten Briefe [33] enthielten Klagen über die schlechten Lebensumstände). Im Dezember 1916 ließ sich bereits ein vollkommen anderes Bild zeichnen: Während die Zensoren nur in zwei Fällen eine unkanonische Auslegung der orthodoxen Dogmen beanstandeten, wurden 27 Briefe wegen Anzeichen revolutionärer Agitation abgefangen. Und nur 21 Briefe enthielten Beschwerden über die schlechten Bedingungen des Kriegsdienstes.⁹ Wenn man bedenkt, dass der letzte Monat des vorrevolutionären Jahres besonders reich an regierungsfeindlichen Gerüchten war, war das sicher kein Zufall.

Der von den Autoren gewählte philosophisch-reflektierende Erzählstil wirkt in einigen Fällen eher provokativ als über alle Zweifel erhaben. Wahrscheinlich ist dies Teil der Autorenstrategie, den Leser zum Nachdenken über die mit der Geschichte der Kriege und Revolutionen zusammenhängenden ontologischen Fragen anzuregen. So ist es nur konsequent, dass die Kapitelüberschriften größtenteils in Form von Fragen gehalten sind. Am extremsten schlägt sich diese Tendenz in den Titeln der beiden Teile des Buches nieder: „Krieg oder Russland?“ und „Russland oder Revolution?“ Den Prinzipien der Synergetik entspricht das eher nicht.

Wenn man das Thema der dichotomischen Bilder weiterverfolgt, lässt sich noch eine weitere Frage formulieren, die sich wie ein unsichtbarer Faden durch die gesamte Arbeit zieht und nicht nur die Jahre des Kriegs und der Revolution, sondern auch die vorangegangenen und nachfolgenden Zeiten betrifft: „Macht oder Russland?“ Denn in einer Reihe von Fällen war die „Unvernunft“ des Volkes nichts anderes, als eine natürliche Reaktion auf den Zustand der Staatsmacht, die sich als unfähig erwies, eine angemessene und zugleich auch für die breiten Volksmassen verständliche Antwort auf die globalen Herausforderungen zu finden. In diesem Zusammenhang wecken auch die dem Buch als provokativer Epigraph vorangestellten Zeilen Georgij Ivanovs unsere Aufmerksamkeit: „Soll man all der Toren gedenken, die das Schicksal der Menschheit lenken? Soll man auf die toten Schurken eingehen, die im Lorbeerkranz in die Geschichte eingehen?“ Am Ende des Buches kehren Buldakov und Leont'eva zum philosophisch-poetischen Bild zurück: „Was aber war für das Spektrum der widersprüchlichen zur Zeit des Kriegs und der Revolution in Russland herrschenden Stimmungen bestimmend?“, stellen sie ihre letzte Frage. Und geben zur Antwort: „Es lässt sich einfach sagen: Die ‚Dummheit der Herrscher‘ [...] korrelierte mit den Emotionen jener ‚törichten Bestie‘, die in jeder Revolution zum Leben erwacht“ (S. 698).

9 Vgl. Russisches Staatliches Militärhistorisches Archiv (RGVIA), f. 13838, op.1, d.18, l. 1-544.

Natürlich handelte es sich dabei, wie aus dem Buch hervorgeht, um das Resultat eines alles andere als zufälligen Zusammentreffens objektiver Tendenzen und subjektiver Umstände. Die Systemkrise des paternalistisch geprägten Reichs, die die „Dummheit der Herrschenden“ für alle sichtbar werden ließ und in den unverständigen Massen die Bestie weckte, bestimmte auch die zyklische Synergetik der Revolution. Was ihr zugrunde lag, waren nicht die politischen Präferenzen der Zeitgenossen, sondern vielmehr eine „Logik höherer Ordnung“. Es bleibt nur darüber nachzudenken, inwieweit diese einen Menschen erreichen kann, der mit vulgärem Gegenwartsbezug oder gar paranoid-verschwörungstheoretischem Blick auf die Vergangenheit schaut.

Vladislav Aksenov, Moskau

Benjamin Konrad: Loyalitäten, Identitäten und Interessen. Deutsche Parlamentarier im Lettland und Polen der Zwischenkriegszeit, Göttingen: V&R unipress Mainz University Press, 2016, 218 S. mit 18 Abb., ISBN: 9783847105626

Das Werk Benjamin Conrads über Loyalitäten, Identitäten und Interessen der deutschen Parlamentarier in der Zwischenkriegszeit in Lettland und Polen lässt sich in eine Reihe der Forschungen zur Geschichte des Parlamentarismus in Europa eingliedern, die seit 2010 von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien ins Leben gerufen wurde, um die Entwicklung gemeinsamer Begriffe und Methoden der Parlamentarismusforschung in Europa zu fördern und die innereuropäischen Vergleiche zu ermöglichen.¹ Das Buch von Conrad ist das Ergebnis eines Projektes, welches von der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien mit einer Teilzeitstelle an der Universität Mainz zwischen 2011 und 2013 gefördert wurde. In dieser Zeit ist es dem Autor gelungen, trotz der relativ kurzen Forschungsdauer, sowohl die einschlägige Literatur zum Thema, als auch die wichtigsten Archivquellen in Riga und Warschau zu analysieren. Es ist die erste Arbeit in dem Feld, in der systematisch Archivquellen und veröffentlichte Protokolle der Parlamentssitzungen beider Länder in der Zwischenkriegszeit ausgewertet wurden. Dies ermöglichte dem Autor eine fundierte Analyse sowohl der Aktivität der Abgeordneten als auch des Sprachgebrauchs in den Parlamenten, um auf die Frage der Loyalität der deutschen Volksvertreter in den jeweiligen Ländern in seiner Schlussfolgerung eingehen zu können. Der Fokus der Untersuchung „liegt auf den Loyalitäten, den Identitäten und den Politikfeldern der deutschen Parlamentarier in Polen und Lettland [...] kombiniert mit der Frage, inwiefern diese Felder einem Wandel unterworfen waren“ (S. 12). Das formulierte Ziel des Buches ist „die Untersuchung einer Gruppe, die sich durch ihre politische Leitungsfunktion auszeichnete“ (S. 13). Der Untersuchungszeitraum ist logischerweise auf die Phase der parlamentarischen Demokratie in den beiden Staaten begrenzt: 1918–1934 in Lettland und 1919–1935 in Polen. In dieser Zeit stellten die deutschen Minderheiten in Polen und Lettland prozentual vergleichbare Größen in der Gesamtbevölkerung, befanden sich in einer vergleichbaren neuen Situation des jeweils neuen Nationalstaates und hatten in den jeweiligen Vorgängerstaaten die herrschende Oberschicht gebildet. Darüber hinaus einte die beiden

1 Vgl. <https://kgparl.de/forschung/parlamente-und-parlamentarismus-in-europa/> [letzter Zugriff: 03.12.2018].

Gruppen das gemeinsame politische Ziel, den Grundsatz „*cuius regio, eius natio*“ sowohl in Lettland als auch in Polen zu verhindern, d.h. „gegen die Durchsetzung des [...] angestrebten homogenen Nationalstaates politisch vorzugehen“ (S. 13). Damit ist der Sachverhalt für eine vergleichende Perspektive prädestiniert. Der Begriff Loyalität wird von dem Autor in dem Sinne der „Unterordnung unter die herrschenden Verhältnisse und den Verzicht darauf, diese mit Gewalt zu ändern“ (S. 13) verwendet, was so viel bedeutet, wie die Einhaltung der bestehenden Gesetze des Staates und die Anerkennung der staatlichen Souveränität.

Das Buch ist in zwei große Teile gegliedert, in denen Lettland und Polen getrennt behandelt werden (S. 25-98 Lettland, S. 99-163 Polen). In jedem Länderteil ist die Kapitelstruktur ähnlich, was den Vergleich erleichtert. In den jeweiligen Kapiteln zu den Politikfeldern ist die Struktur sogar gleich: Loyalitätsfrage, Schulwesen, Sprachenfrage und Kulturautonomie, Agrarfrage und kirchliche Angelegenheiten. Eine solche parallele Betrachtungsweise zeigt, dass trotz der Unterschiede in der Gesellschaftsstruktur und der Größe und Aktivität der deutschen parlamentarischen Gruppen in beiden Ländern, diese mit ähnlichen Problemen und Themenfeldern als Minderheit konfrontiert wurden.

Conrad kommt nach einer fundierten Analyse der aktiven Tätigkeit der deutschen Parlamentarier in Lettland zur Schlussfolgerung, dass die deutsche Fraktion „die Speerspitze aller Abgeordneten der Minderheiten darstellte“ (S. 95), da sie sich am aktivsten an den politischen Debatten beteiligte und als erste die Anträge in den für die Minderheiten wichtigsten Fragen (wie Schule und Kulturautonomie) stellte, die dann von den anderen Minderheiten als Vorlage verwendet wurden. Die Frage der Loyalitäten und Identitäten der deutschbaltischen Parlamentarier gliedert Conrad in fünf Phasen, die überwiegend von äußeren Umständen bedingt wurden. Angefangen von der kurzen Phase des Befreiungskrieges, die in die Phase des defensiven Verhaltens überging und dann in die Zeit der politischen Stabilität und des Aktivismus mündete (1923–1929). Daraus schloss sich die Phase vom Beginn des Auseinanderdriftens von Letten und Deutschbalten aufgrund der Versuche seitens lettischer Politiker, die Rechte der Minderheiten zu begrenzen (1929–1933). Daraufhin folgte die Zeit, die von Auseinandersetzungen in der deutschbaltischen Minderheit selbst gekennzeichnet war. Jedoch war allen diesen Phasen gemeinsam, dass die Deutschbalten sich gegenüber dem lettischen Staat als loyal bekannten und sich in das parlamentarische System integrierten, um ihre Interessen einzubringen.

Die Tätigkeit der deutschen Parlamentarier in Polen ist dagegen dadurch gekennzeichnet, dass sie selbst aus verschiedenen Gegenden kamen und unterschiedliche Hintergründe aufwiesen. Ihre Loyalität zeigte auch im Laufe der Zeit Differenzen. Die Abgeordneten aus den Wojewodschaften Pommerellen, Posen und Schlesien waren der Republik Polen gegenüber eher abgeneigt, was sich auch in ihrer Passivität manifestierte. Die deutschen Abgeordneten aus Kongresspolen dagegen, die zugleich der polnischen Sprache mächtig waren, waren in den Anfangsjahren dem Staat gegenüber loyal. Die Loyalität der Abgeordneten in den Jahren 1923–1925 beschreibt Conrad dagegen als „beständig negativ“ (S. 158). Der Autor betont, dass die „parlamentarischen Äußerungen zur Loyalitätsfrage reagierender Natur waren“ (S. 159) und in erster Linie auf den feindseligen Ton und eine gegen die Deutschen gerichtete Politik der polnischen Regierung zurückzuführen sind. Gleichzeitig unterstreicht er allerdings auch, dass vor allem die deutschen Parteien aus Pommerellen und Posen sich wegen des stattgefundenen Grenzwechsels nicht mit der neuen Situation arrangieren wollten (S. 159).

Im Schlusskapitel zieht der Verfasser Vergleiche zwischen den Loyalitäten und Identitäten der deutschen Abgeordneten in Lettland und Polen. Dabei beruft er sich auf die Einteilung der Minderheiten auf das Modell von Gerald Volkmer in drei Gruppen: altständische, Grenzland- und Kolonistenminderheit. Laut dieser Einteilung waren die Deutschbalten in Lettland Vertreter der altständischen Minderheit. In Polen dagegen kann man alle drei Formen ausmachen. Dominierend waren jedoch Parlamentarier der Grenzlandminderheiten, die sich daher auch eher auf das Deutsche Reich orientierten (S. 165). Die Bedingungen der parlamentarischen Arbeit in Lettland ermöglichten den Deutschbalten mehr Raum für das Einbringen eigener Initiativen. Im polnischen Sejm dagegen, welcher aus bis zu 444 Personen bestand, konnten sich die wenigen deutschen Parlamentarier viel schlechter einbringen (S. 166). Allerdings räumt der Autor ein, dass der wichtigste Unterschied v.a. die eigentliche Bereitschaft oder eben das Gegenteil dieser dafür verantwortlich waren, dass sich die deutschen Parlamentarier in Polen weniger engagierten. Diese hing direkt mit der Loyalitätsfrage zusammen, die, wie Conrad überzeugend aufdeckt, in beiden Ländern unterschiedlicher nicht sein konnte: Die Integrationsbereitschaft und Loyalität wurden durch die Zukunftserwartungen der Deutschen geformt. Für die Deutschbalten bot die Republik Lettland viel bessere Entfaltungsperspektiven als die Orientierung und Zugehörigkeit zu Deutschland. In Polen dagegen sieht man, dass die Abgeordneten Kongresspolens sich besser in das politische System integrierten, als die aus den ehemaligen Reichsgebieten (S. 167). Außer der Integrationsbereitschaft unterstreicht Conrad auch die Möglichkeiten und Bereitschaft des politischen Systems der jeweiligen Staaten für die Einbindung der Minderheitenabgeordneten. Letztere war in Lettland aufgrund der Entstehungsgeschichte des Staates deutlich vorhanden, denn ohne Minderheiten hätte der neue Staat nicht die Akzeptanz sowohl nach innen als auch nach außen erringen können (S. 167). In Polen waren die Gegebenheiten eher negativer Natur: Die volle parlamentarische Beteiligung war der deutschen Minderheit nur in den Jahren 1922–1926 gegeben. Auch die negative Einstellung der Mehrheit der polnischen Abgeordneten gegenüber den Minderheitenrechten drang diese zur Distanzierung vom Staat (S. 168).

Das Buch wird von einem statistischen Anhang begleitet, welcher die in der Arbeit aufgestellten Thesen untermauert. Die Tabellen stellen die Zusammenfassung der Daten dar, die vom Autor aus der Arbeit mit den Stenogrammen der Parlamentssitzungen herausgefiltert wurden. Darunter befinden sich sehr wichtige Informationen zu den Wortmeldungen der deutschen Parlamentarier, die Aufschluss über die Aktivität der Abgeordneten in den jeweiligen Parlamenten geben (S. 171–181).

Das vorliegende Buch ist im Zusammenhang mit dem Sammelband von Conrad, Hans-Christian Maner und Jan Kusber „Parlamentarier der deutschen Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit“ zu betrachten,² der 2015 in der Reihe „Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien e.V., Berlin, verlegt wurde. Der Band ist ein Resultat der Tagung, die während der Durchführung des Projekts stattgefunden hat. Die Beiträge darin spiegeln einen europäischen Gesamtkontext wider und bieten eine weitere Möglichkeit, die Arbeit und Loyalitäten der deutschen Parlamentarier in anderen Ländern des Ostseeraumes sowie des Ostmittel-, Süd- und Südosteuropas zu vergleichen.

2 Benjamin Conrad, Hans-Christian Maner u.a.: *Parlamentarier der deutschen Minderheit im Europa der Zwischenkriegszeit*, Parlamente in Europa, Düsseldorf ⁴2015.

Conrad geht in seinem Buch kaum auf die Zusammenarbeit der deutschen Parlamentarier mit den Abgeordneten anderer Minderheiten ein. Auch die Auswirkungen und die Arbeit der deutschen Parlamentarier im Bereich der Außenpolitik stellen weiterhin Forschungsdesiderate dar, worauf der Autor selbst mehrmals verweist. Conrads Arbeit stellt jedoch ohne Zweifel ein Standardwerk zur Geschichte des Parlamentarismus in Lettland und Polen in deutscher Sprache, eine perfekte Grundlage für die weitere Beschäftigung mit dem Thema dar, auf die zukünftige Forschungen aufbauen können. Sie ist jedem zu empfehlen, der sich für die Minderheitenfragen und Parlamentarismus in der Zwischenkriegszeit interessiert.

Svetlana Bogojavlenska, Mainz

David D. Grimm: Vospominanija: Iz žizni Gosudarstvennogo soveta 1907–1917 gg. [Erinnerungen: Aus dem Leben des Staatsrats 1907–1917], bearbeitet und kommentiert von A.V. Voronežcev, M.V. Kovalev, V.S. Mirzechanov, T.K. Šor, St. Petersburg: Nestor-Istorija 2017, 272 S., ISBN: 978-5-4469-1198-1

In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist das Interesse an der Geschichte der Eliten des Russischen Reichs, dem russischen Parlamentarismus und den politischen Parteien des frühen 20. Jahrhunderts merklich gestiegen. In dieser Zeit sind zahlreiche zuvor unbekannte Erinnerungen exponierter Vertreter von Staat und Gesellschaft erschienen, die das Wissen über die Geschichte des Russischen Reichs in dieser historischen Umbruchphase erheblich bereichern konnten. Parallel stieg auch das Interesse an der Forschung für die von den russischen Emigranten der 1920er und 1930er Jahre hinterlassenen Memoiren. Vor diesem Hintergrund ist die Beschäftigung mit der Biografie Professor David Davidovič Grimm (1864–1941) nur folgerichtig.

Als einer der Klassiker der dem Römischen Recht gewidmeten Forschung war Grimm Historikern und Juristen schon immer ein Begriff. Einige seiner Arbeiten wurden zu Beginn des Jahrhunderts in Russland neu aufgelegt.¹ Nichtsdestotrotz waren seine nun unter dem Titel „Erinnerungen: Aus dem Leben des Staatsrats 1907–1917“ erschienenen Memoiren lange Zeit nicht bekannt. Das Manuskript wurde spät, Ende der 1990er Jahre, bei der Durchsicht der im Archiv der estnischen Stadt Tartu lagernden Dokumente gefunden und erst vor kurzer Zeit dank der Anstrengungen eines aus russischen und estnischen Wissenschaftlern bestehenden Herausgeberteams veröffentlicht.

Den Memoiren sind zwei ausführliche Artikel aus der Feder des russischen Historikers Michail Kovalev und seiner estnischen Kollegin Tat'jana Šor vorangestellt, die sich schon lange mit der Erforschung des Nachlasses von Grimm befassen.² Aus diesen auf umfassendem Archivmaterial basierenden Darstellungen erfahren wir zahlreiche Einzelheiten sowohl

1 David D. Grimm: Lekcii po dogme rimskogo prava [Vorlesungen zum Dogma des Römischen Rechts], Moskau 2003.

2 Tatjana K. Šor, Michail V. Kovalev: David Davidovič Grimm i ego vospominanija [David Davidovič Grimm und seine Erinnerungen], in: Istoričeskaja pamjat' i strategii rossijsko-nemeckogo mežkul'turnogo dialoga [Historisches Gedächtnis und Strategien des russisch-deutschen interkulturellen Dialogs], Saratov 2015, S. 72-92; M.V. Kovalev: Professor D.D. Grimm i baron M.A. Taube: dva vzgljada na akademičeskie svobody [Professor D.D. Grimm und Baron M.A. Taube: zwei Blickweisen auf die akademischen Freiheiten], in: Ebenda, S. 93-109; ders., V.S. Mirzecha-

zur Biografie David Grimms als auch über sein intellektuelles Umfeld. Die Autoren weisen darauf hin, dass Grimms Biografie und Familiengeschichte für die russlanddeutschen Eliten des Russischen Reiches des 18. und 19. Jahrhunderts überaus typisch waren. Sein Urgroßvater Heinrich Ulrich Gottfried Grimm war 1764 im Zuge der von Katharina II. betriebenen Ansiedlungspolitik nach Russland gekommen und hatte sich im Wolgagebiet niedergelassen, wo der russische Zweig der Grimmschen Familie seinen Anfang nahm, der zahlreiche exponierte Vertreter hervorbrachte. An dieser Stelle sei nur auf David Grimms Brüder Erwin und Hermann verwiesen, die als Historiker bzw. Architekt ebenfalls ihre Spuren in der Geschichte der russischen Wissenschaft und Kultur hinterließen.

David Davidovič Grimm gehörte zu den herausragenden russischen Wissenschaftlern des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Er wurde in Petersburg als Sohn des Architekturprofessors und Rektors der Kaiserlichen Akademie der Künste David Ivanovič Grimm geboren. Nach Abschluss der Juristischen Fakultät an der Petersburger Universität studierte David Grimm am Berliner Institut für Römisches Recht (Friedrich-Wilhelms-Universität, heute Humboldt-Universität zu Berlin) bei so berühmten Professoren wie Heinrich Dernburg und Ernst Eck (1887). Nach der Verteidigung seiner dem Römischen Recht gewidmeten Doktorarbeit an der Petersburger Universität (1896) lehrte er an der Militärjuristischen Akademie St. Petersburg, an den Petrograder Höheren Frauenkursen, am Wirtschaftsinstitut, aber vor allem an der Petersburger Universität, wo er als Dekan der Juristischen Fakultät (1901–1904, 1906–1910) und Rektor (1910/11) tätig war.

Grimm verkehrte in den höchsten staatlichen Sphären: 1907–1917 war er Mitglied des Staatsrats und wurde nach der Februarrevolution sogar zum Stellvertretenden Minister für Volksbildung berufen. 1919 wurde er von den Bolschewiki vorübergehend verhaftet, konnte aber 1920 mit seiner Familie aus dem hungernden Petersburg nach Prag fliehen. Von 1922 an war er Professor am Lehrstuhl für Römisches Recht und 1924–1927 Dekan der Russischen Juristischen Fakultät in Prag. In den Jahren 1927–1934 war Grimm an der Universität Tartu in Estland tätig, wo er den Lehrstuhl für Römisches Recht der Juristischen Fakultät leitete. Neben seiner Lehrtätigkeit stand Grimm aktiv im öffentlichen Leben: Er war Vorsitzender der Abteilung des Russischen Nationalbunds in Tartu und beteiligte sich aktiv an der Arbeit der Nationalversammlung Estlands, die im Jahr 1937 eine neue Verfassung ausarbeiten und verabschieden sollte. Am 29. Juli 1941 starb der bekannte Wissenschaftler und Politiker in Riga.

Seine Memoiren schrieb Grimm in Estland in den Jahren 1929–1931. Sie decken ein weites Themenspektrum von der Geschichte der Organe der höchsten Staatsmacht und des Parlamentarismus bis zum Kampf für die akademischen Freiheiten ab, zeichnen Porträts der

nov: David Davidovič Grimm [David Davidovič Grimm], in: *Voprosy istorii* 1 (2016), S. 19-33; M.V. Kovalev: Professor D.D. Grimm i bor'ba za akademičeskie svobody v Rossii v načale XX v. [Professor D.D. Grimm und der Kampf für die akademischen Freiheiten in Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: *Rossijskaja istorija* 5 (2016), S. 174-183; ders.: „...My živem v takoe vremja, kogda i nebyvaemoe byvaet“. Fevral'skaja revoljucija glazami professora D.D. Grimma [„...Wir leben in einer Zeit, in der auch ist, was nicht sein kann.“ Die Februarrevolution mit den Augen Professor D.D. Grimms], in: *Otečestvennye archivy* 2 (2017), S. 91-105; ders., T.K. Šor: David Davidovič Grimm v Ėstonii [David Davidovič Grimm in Estland], in: *Vestnik Novosibirskogo gosudarstvennogo universiteta. Serija: Istorija, filologija* [Bulletin der Staatlichen Universität Novosibirsk. Reihe: Geschichte, Philologie], 17 (2018), Nr. 1, S. 61-70.

herausragenden Vertreter von Politik und Gesellschaft (S.Ju Vitte, V.N. Kokovcov, A.F. Koni, P.A. Stolypin, V.I. Vernadskij, M.M. Kovalevskij u.a.) und beschreiben die Weltsicht der Eliten des Reiches im Kontext der einschneidenden historischen Ereignisse seiner Zeit (Revolution von 1905–1907, Erster Weltkrieg, Februarrevolution).

Im ersten Teil seiner Erinnerungen zeichnet Grimm den Prozess der Reformierung des Staatsrats nach, der 1906 zum Oberhaus des Parlaments wurde, skizziert dessen Zusammensetzung und analysiert die politischen Kräfteverhältnisse. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Akademischen Kurie, der neben Grimm selbst unter anderem auch V.I. Vernadskij, M.A. D'jakonov, S.F. Ol'denburg angehörten. Grimm geht ausführlich auf seinen Konflikt mit dem Minister L.A. Kasso und den Kampf für die akademischen Freiheiten ein. Der dem Zeitraum von 1910 bis Januar 1917 gewidmete zweite Teil („Evolution und Psychologie des Staatsrats“) stellt wohl den ersten Versuch in der russischen Memoirenliteratur dar, die kollektive Psychologie eines Staatsorgans zur Zeit der historischen Umwälzungen nachzuzeichnen. Als ausgewiesener Kenner des russischen Staatsrechts widmet sich Grimm ausführlich den inneren und äußeren Beziehungen zwischen den neuen und alten Staatssystemen und den von diesen geschaffenen Strukturen. Er analysiert eingehend das Verhalten der ständigen und gewählten Ratsmitglieder sowie die Aktivitäten einzelner Gruppen, die im Zuge der Arbeit an diversen Gesetzesprojekten nach und nach klare politische Züge annehmen, und widmet sich gesondert den Beziehungen zwischen Rat und Senat. Natürlich gilt das Hauptaugenmerk des Autors dabei der ihm bestens bekannten Arbeit der linken Gruppe der „Konstitutionalisten“, die er selbst führte.

Im dritten Teil seiner Memoiren („Die Agonie des Staatsrats“) beschreibt Grimm in drei Kapiteln ausführlich die letzten Tage und den Auflösungsprozess dieses ersten russischen Verfassungsorgans (Februar 1917). Dabei schildert er nicht nur die Räte der Arbeiter- und Soldatendeputierten äußerst negativ, sondern beurteilt auch die Provisorische Regierung höchst kritisch, die er als „Kollegium der Oligarchen“ titulierte – „Oligarchen besonderer Art – mit einer erdemokratischen Seele und absolut paralysiertem Willen“ (S. 232).

Abschließend ist zwingend darauf zu verweisen, dass die Erinnerungen Grimms mit ausführlichen Kommentaren und einem Namensverzeichnis versehen sind. Die Memoiren sind zweifelsohne eine wichtige historische Quelle für die Zeit der „großen Erschütterungen“, die nicht nur für professionelle Historiker, sondern auch für ein breiteres Publikum interessant ist.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

Arkadij A. German, Oksana I. Pomogalova: Kak nam pomogali vyžit': Pomošč' inostrannyh blagotvoritel'nych organizacij golodajuščim Povolž'ja. 1921–1923 gg. [Wie uns geholfen wurde zu überleben: Die Hungerhilfe ausländischer Hilfsorganisationen im Wolgagebiet. 1921–1923], Moskau: Kučkovo pole 2015, 320 S., ISBN: 978-5-9950-0606-0

In der Geschichte des leidgeprüften russischen Volkes gab es im 20. Jahrhundert Jahre, in denen selbst in Friedenszeiten viele Millionen Bürger vom Tod bedroht waren. Vor fast 100 Jahren kam es Anfang der 1920er Jahre in den Weiten des früheren Russischen Reiches zu einer flächendeckenden Hungersnot, die eine beispiellose humanitäre Katastrophe darstellte,

gewaltige Opfer forderte und in vielen Regionen des Landes die Existenz des russischen Volkes an sich in Frage stellte. Bedauerlicherweise wurde dieser Teil der Geschichte von vielen anderen bedeutsamen Ereignissen des 20. Jahrhunderts in den Hintergrund gedrängt und spielt im kollektiven Gedächtnis des heutigen Russlands völlig zu Unrecht kaum noch eine Rolle. Dies gilt umso mehr für den von der internationalen Gemeinschaft bei der Bekämpfung des Hungers geleisteten Beitrag, der weitgehend in Vergessenheit geraten ist oder gar verzerrt dargestellt wird, was sicherlich nicht zuletzt eine Folge des langjährigen Konflikts zwischen der UdSSR und dem Westen darstellt. So ist das Interesse für diese Frage sowohl in der Wissenschaft als auch in der breiteren Öffentlichkeit erst in jüngster Zeit wieder erwacht.

Vor diesem Hintergrund stellte die Veröffentlichung der Arbeit der internationalen Hilfsorganisationen in der Wolgaregion gewidmeten Monografie A.A. Germans und O.I. Pomogalovas im Jahr 2015 ein bedeutendes Ereignis der russischen Geschichtsschreibung dar. Gestützt auf Fakten und umfangreiches sowohl den Hunger selbst als auch die Arbeit der internationalen Hilfsorganisationen betreffendes Zahlenmaterial vergleichen die Autoren die Situation in der Wolgaregion (Gouvernement Saratov und Gebiet der Wolgadeutschen in den Grenzen von 1922) mit anderen russischen Regionen. Dabei zeichnen sie das Bild einer totalen Hungersnot und vermitteln eine deutliche Vorstellung von dem tatsächlichen Ausmaß der von den ausländischen Hilfsorganisationen in Sowjetrußland geleisteten Hilfe.

Auf Grundlage konkreter Zahlen und einer unvoreingenommenen Analyse des vorhandenen umfassenden Faktenmaterials kommen die Autoren zu dem Schluss, dass die ausländischen Hilfsorganisationen schnelle und effektive Hilfe leisteten. In den schwersten Hungermonaten trugen sie die Hauptlast der Hilfe und kümmerten sich im Wolgagebiet und in anderen Regionen nicht nur um die Hungerhilfe im engeren Sinne, sondern auch um die medizinische Versorgung der Bevölkerungsmehrheit. So trugen gerade die ausländischen Hilfsorganisationen nach Einschätzung der Autoren maßgeblich dazu bei, das Leben vieler Millionen Sowjetbürger und insbesondere sowjetischer Kinder zu retten. Zudem weisen die Autoren darauf hin, dass dabei die Weltöffentlichkeit zum ersten Mal in der Geschichte in einem solchen Maße mobilisiert wurde, um auf dem riesigen Gebiet des früheren Russischen Reichs Millionen lebenden Hungernden zu helfen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Beschreibung der von den bolschewistischen Machthabern gegenüber der ausländischen Hilfe eingenommenen doppeldeutigen Haltung. Einerseits waren sie zur Annahme der Hilfe gezwungen, andererseits legten sie den ausländischen Hilfsorganisationen alle nur denkbaren Steine in den Weg und wiesen sie umgehend aus der UdSSR aus, sobald der Höhepunkt der Hungersnot überwunden war, selbst als sich die Ernährungslage der Bevölkerung längst noch nicht stabilisiert hatte. Eine solche Haltung lässt sich nach Einschätzung der Autoren durch den Umstand erklären, dass die Machthaber durch die Zerschlagung des marktwirtschaftlichen Warenaustauschs zwischen Stadt und Land sowie die gewaltsame Beschlagnahmung von Lebensmitteln über Jahre hinweg bei deren Erzeugern in erheblichem Maße selbst die Verantwortung für den Ausbruch der Hungersnot trugen. So war es kein Zufall, dass die Hungersnot gerade die Getreideregionen des Landes am härtesten traf, was die Machthaber aber nicht daran hinderte, die Folgen des Hungers in den allgemeinen gewaltigen Bevölkerungsverlusten der vorhergehenden Zeit der Wirren (Revolution, Bürgerkrieg) zu verstecken und die Verantwortung der „Zarenmacht“, dem „Weltkapital“ oder der „russischen Konterrevolution“ zuzuschieben.

Die Autoren weisen darauf hin, dass über viele Jahrzehnte hinweg ein Stereotyp geschaffen und gefestigt wurde, dem zufolge die von der internationalen Gemeinschaft geleistete humanitäre Hilfe nur eine untergeordnete, die sowjetischen Hilfsmaßnahmen ergänzende Rolle gespielt oder gar dem Ziel gedient habe, Spionage oder konterrevolutionäre Tätigkeit zu betreiben. Während die Arbeit der ausländischen Organisationen auf diese Weise diskreditiert wurde, wurde der Hauptverdienst bei der Bekämpfung des Hungers allein der Sowjetmacht zugeschrieben. Da sich ein solches Stereotyp bereits bei der ersten mehr oder weniger ernsthaften Sichtung des Archivmaterials nicht mehr halten ließ, wurde das Thema bereits Ende der 1920er Jahre unter Verbot gestellt und das einzige der Geschichte des Hungers gewidmete Museum in Saratov geschlossen (S. 7, 197).

German und Pomogalova widerlegen in ihrer Forschungsarbeit diese eingefahrenen Stereotypen und rekonstruieren ein realitätsnahes Bild der von der internationalen Gemeinschaft geleisteten Hungerhilfe in Russland. Allein im Gouvernement Saratov und im Gebiet der Wolgadeutschen waren über 30 amerikanische, europäische und sogar asiatische Hilfsorganisationen unterschiedlicher sozialer und konfessioneller Prägung aktiv (S. 94), deren überwiegende Mehrheit drei Dachorganisationen angehörte: der vom späteren US-Präsidenten Herbert Hoover geführten American Relief Administration (ARA), dem Internationalen Hungerhilfekomitee (Organisation Fridtjof Nansens) und dem Internationalen Roten Kreuz.

Die ausländischen Hilfsorganisationen nahmen ihre Arbeit im Saratover Wolgagebiet im Oktober 1921 auf und organisierten bereits im November die massenhafte regelmäßige Speisung hungernder Kinder. Dabei teilten die größten Missionen (ARA, Nansen-Komitee) das Territorium des Saratover Wolgagebiets in einzelne Bezirke auf, in denen sie jeweils die Verantwortung trugen. Der Umfang der Hilfsmaßnahmen sowie die Zahl der Hilfsempfänger nahmen stetig zu. Im April 1922 leisteten die ausländischen Missionen bereits der Hälfte, im Mai zwei Dritteln und zwischen Juni 1922 und Mai 1923 über 90% aller im Saratover Wolgagebiet hungernden Kinder Hilfe (S. 241 f.). Von März 1922 an übernahmen die ausländischen Hilfsorganisationen zudem angesichts des flächendeckenden Charakters des Hungers auch die tägliche Speisung der erwachsenen Bevölkerung des Saratover Wolgagebiets und einiger anderer Regionen Russlands und setzten dies über einen Zeitraum von acht Monaten bis November 1922 fort. Im Verlauf der Monate März und April leisteten die ausländischen Organisationen fast der Hälfte, einen weiteren Monat später bereits über drei Vierteln der Bevölkerung Hungerhilfe. Im August und September lag der Anteil der von der ARA und der Organisation Nansens versorgten Hungernden (bei sinkender Gesamtzahl) bei annähernd 100% (S. 242).

German und Pomogalova führen auch andere, im Zuge ihrer Forschungsarbeit zusammengetragene Zahlen an. So leistete z.B. die ARA auf das gesamte Gebiet Sowjetrusslands bezogen die mit Abstand größte Hilfe (über 5,6 Mio. Menschen bzw. 86% aller Empfänger ausländischer Hilfsleistungen gegenüber 663 300 Menschen bzw. 10,5% von Seiten der Organisation Nansens), während die beiden Organisationen im Saratover Wolgagebiet etwa gleich stark vertreten waren und die Organisation Nansens im Gouvernement Saratov sogar deutlich aktiver war (S. 243). Während gerade einmal 5,7% aller Hilfsempfänger der ARA im Gouvernement Saratov lebten, lag der entsprechende Wert bei der Organisation Nansens bei 62%, was nicht nur die herausragende Rolle der von der ARA geleisteten Hungerhilfe verdeutlicht, sondern auch eine Vorstellung von dem gigantischen Umfang der von den ausländischen Hilfsorganisationen geleisteten Hilfe vermittelt und dadurch die in

Russland vorherrschende Ansicht korrigiert, die ausländischen Hilfsorganisationen hätten bei der Rettung der Bevölkerung vor dem Hungertod in den Jahren 1921–1923 nur eine untergeordnete Rolle gespielt (S. 243).

In ihrer Studie weisen die Autoren zudem darauf hin, dass die ausländischen Hilfsorganisationen nicht nur Hungerhilfe im engeren Sinne betrieben, sondern auch die medizinische Versorgung der Bedürftigen organisierten und gegen zahlreiche Epidemien kämpften, wozu insbesondere das Deutsche Rote Kreuz einen erheblichen Beitrag leistete (S. 147-150, 172-174).

Die rezensierte Monografie enthält einen ausführlichen Anhang, der auch umfangreiches Illustrationsmaterial umfasst: Dokumente der Zeit der Hungerbekämpfung, zahlreiche Tabellen, Fotografien und Karten sowie ein Orts- und Namensregister.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

Andrej K. Sorokin (Hrsg.): Rossija v 1917 godu: Ėnciklopedija [Russland im Jahr 1917: Enzyklopädie], Moskau: ROSSPĖN 2017, 1095 S. m. Abb., ISBN: 978-5-8243-2094-7

Auch ein volles Jahrhundert nach – wie Lenin sie nannte – „unserer“ Revolution geht die Revolution in der Geschichtswissenschaft weiter. Daran haben auch die unzähligen Konferenzen, Dokumentenbände und monografische Forschungsarbeiten des vergangenen Jahres nichts geändert. Eher hat sich gezeigt, dass sich die russische Geschichtswissenschaft – wie schon in der gesamten postsowjetischen Zeit – noch immer in einem Zustand der konzeptuellen Suche befindet.

Wo ist der Ausgangspunkt der Geschichte der neuen Gesellschaft zu setzen? Wie lässt sich die phänomenale Popularität der kommunistischen Idee erklären, die ein halbes Jahrhundert lang nahezu alle Kontinente erfasste? Und schließlich: „Revolution zur Zeit des Krieges“ oder „Der Krieg als Vorhof der Revolution“ – wie wirkte sich der revolutionäre Prozess auf die Ereignisse an der Front aus? Antworten auf diese nach wie vor aktuellen Fragen erwartet man nicht zuletzt von solch fundamentalen Werken wie einer Enzyklopädie. Die ersten objektiven Veröffentlichungen dieser Art, die ausschließlich oder in Teilen dem Jahr 1917 gewidmet waren, sind in den 1990er Jahren erschienen.¹

In dieser Tradition stand auch das dreibändige wissenschaftliche Nachschlagewerk „Russland im Ersten Weltkrieg. 1914–1918“,² das ein neues Bezugssystem schuf, das den

1 Die einen konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf einen chronologischen Zeitabschnitt; die anderen auf die Erforschung der Geschichte gesellschaftlicher oder staatlicher Institutionen bzw. Organisationen: P.V. Volobuev (Hrsg.) u.a.: *Političeskie dejateli Rossii 1917 g.: Biografičeskij slovar'* [Politische Akteure Russlands des Jahres 1917: Biografisches Wörterbuch], Moskau 1993; V.V. Šelochaev (Hrsg.): *Političeskie partii Rossii, XIX – pervaja tret' XX v. Ėnciklopedija* [Die politischen Parteien Russlands 19. – erstes Drittel des 20. Jahrhunderts. Enzyklopädie], Moskau 1996; V.Ju. Ivanov, A.A. Komzolova u.a. (Hrsg.): *Gosudarstvennaja Duma Rossijskoj imperii 1906–1917. Ėnciklopedija* [Die Staatsduma des Russischen Reichs 1906–1917. Enzyklopädie], Moskau 2008.

2 A.K. Sorokin (Hrsg.): *Rossija v Pervoj mirovoj vojne. 1914–1918. Ėnciklopedija: v 3-ch t* [Russland im Ersten Weltkrieg. 1914–1918. Enzyklopädie in drei Bänden], Moskau 2014.

Krieg nicht als eigenständigen Faktor verstand, sondern vielmehr den „Zustand des Landes“ in den Jahren des Krieges in den Fokus rückte. Heute, wo „Ausgang“ und „Epilog“ dieser beiden miteinander verwobenen Ereignisse bekannt sind, fällt es schwer, einem solchen Ansatz nicht zuzustimmen.

In die gleiche Richtung weist auch das Konzept der aus Anlass des 100. Jahrestags der Revolution erschienenen Enzyklopädie „Russland im Jahr 1917“, die ein umfassendes Bild des Lebens im Reich zur Zeit der revolutionären Erschütterungen zeichnet.³ Sie erschien als Gemeinschaftsprojekt der Russischen Historischen Gesellschaft, der Föderalen Archivagentur, des Russischen Staatsarchivs für Sozio-Politische Geschichte, des Instituts für Russische Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften und des Verlags „ROSSPĖN“ [Russische Politische Enzyklopädie]. Das Redaktionsteam der Enzyklopädie (F.A. Gajda, M.I. Odincov, Ju.A. Petrov, A.V. Repnikov, A.S. Senin, K.A. Solov'ev, A.K. Sorokin, O.V. Čistjakov, V.V. Šelochaev) hat sich zum Ziel gesetzt, ein vollständiges Bild des Alltagslebens in Rußland im Jahr der revolutionären Erschütterungen zu vermitteln.

Bekanntlich ist die Geschichte des Entstehungsprozesses eines beliebigen wissenschaftlichen Projekts immer auch eine „Geschichte für sich“. Die Idee, die Enzyklopädie „Russland im Jahr 1917“ herauszugeben, entstand zeitgleich mit dem bereits erwähnten dreibändigen Werk „Russland im Ersten Weltkrieg. 1914–1918“ und einige Zeit lang liefen die Arbeiten an diesen beiden Projekten parallel.

Eine wichtige Aufgabe jeder Enzyklopädie besteht darin, eine ihrer Konzeption entsprechende Schlagwortliste zusammenzustellen. Im vorliegenden Fall ging es darum, das Drama von 1917 nicht als „Abfolge von Ereignissen, sondern als Prozess“ zu verstehen (S. 5). Eine solche Sicht auf die Revolution schließt an zwischenzeitlich verdrängte Vorstellungen an, die im ersten Viertel des vergangenen Jahrhunderts verbreitet waren. Darüber hinaus sollten die revolutionären Ereignisse als „Entwicklungskrise“, d.h. als Kehrseite einer schnellen Modernisierung zu verstehen sein.

Diese Besonderheiten ermöglichten dem Redaktionsteam, die insgesamt fast 700 Artikel in mehreren Blöcken (Abteilungen) zu gruppieren, welche z.B. dem Militär, der Wirtschaft, der Kultur, dem öffentlichen Diskurs oder den Kirchen gewidmet sind. An dem Projekt waren über 100 renommierte Historiker der wichtigsten Universitäten, Forschungsinstitute, Museen und Archive Russlands, Georgiens, der Ukraine, Weißrusslands und Kasachstans beteiligt.

Die meisten dieser Blöcke werden just in dem Umfang dargestellt, den das Format einer einbändigen Publikation hergibt. Dem Spezialisten für die Geschichte der Revolution und des frühen 20. Jahrhunderts bietet sich mit diesem Band die seltene Möglichkeit, die wichtigsten Aspekte der Alltagsgeschichte in vergleichsweise komprimierter Form zu erfahren, auch wenn es vielleicht nicht immer zu vermeiden sein wird, andere enzyklopädische Nachschlagewerke der postsowjetischen Zeit ergänzend hinzuzuziehen. Es wäre aber zweifelsohne auch unangebracht, von einer neuen Enzyklopädie zu erwarten, dort jeden einzelnen auch nur halbwegs bemerkenswerten Dumaabgeordneten, jedes einzelne Mitglied des Staatsrats oder alle politischen Parteien zu finden, also Personen, die auch nur die kleinste Spur in der Geschichte des Jahres 1917 hinterließen. Dafür werden an dieser Stelle

3 A.K. Sorokin (Hrsg.): *Rossija v 1917 godu: Ėnciklopédija* [Russland im Jahr 1917: Enzyklopädie], Moskau 2017.

im Gegensatz zu den meisten traditionellen (bestimmten Institutionen oder Zeitabschnitten gewidmeten) Lexika nicht nur die wichtigsten politischen, staatlichen und militärischen Organisationen bzw. mit diesen verbundenen Ereignisse umfassend präsentiert, sondern auch zahlreiche Industrie- oder Eisenbahnunternehmen. Die überaus informativen und mit Statistiken angereicherten Artikel über die meisten Rüstungsbetriebe, Kommunikationsmittel und das Transportwesen (von den westlichen Randgebieten bis Vladivostok) werden in höchst sinnvoller Weise durch Überblicksdarstellungen ergänzt. Weniger ausführlich wird die landwirtschaftliche Produktion vorgestellt, was allerdings durch zahlreiche zusammenfassende Artikel kompensiert wird, die eine ausreichende Vorstellung von dem Beschäftigungsfeld der überwältigenden Bevölkerungsmehrheit und wichtigsten Exportbereich vermitteln. Der der Wirtschaft gewidmeten Seiten machen den stärksten und konzeptuell wichtigsten Teil der Enzyklopädie aus und vermitteln eine Vorstellung von Russland als einem sich dynamisch entwickelnden Land, in dem der Ausbruch der Revolution den Preis darstellte, der für die schnelle und ungleichförmig verlaufende Evolution gezahlt werden musste. Die Enzyklopädie bietet zudem eine breite Palette an Artikeln zu Kunst, Literatur und sogar zu Filmkunst, wobei die wichtigsten das politische System des Landes im Jahr 1917 konstituierenden Organisationen vorgestellt werden. Von hohem Niveau sind auch die zahlreichen dem religiösen Bereich in allen konfessionellen Facetten gewidmeten Artikel.

In diversen Beiträgen hat das Redaktionsteam Themenblöcke zusammengefasst nach dem Vorbild der russischen Historiografie.⁴ So sind in der Enzyklopädie eine ganze Reihe ausführlicher Artikel enthalten, z.B. „Die russische Außenpolitik im Jahr 1917“, „Die Hochschule im Jahr 1917“, „Die städtische Wirtschaft Russlands im Jahr 1917“, „Die russische Gesetzgebung im Jahr 1917“ usw., anhand derer man sich einen Überblick über die Entwicklung jener Lebensbereiche des Landes verschaffen kann, die vor allem aufgrund ihres Umfangs nicht ausführlicher behandelt werden können. Ein ähnlicher Ansatz wird auch mit Blick auf die Lage in den nationalen Randgebieten oder Regionen gewählt: „Weißrussland“, „Region Turkestan“, „Transkaukasien“, „Wolgagebiet“, „Ukraine“ usw. Ergänzend werden zahlreiche vor Ort aktive Organisationen, Einrichtungen und Personen behandelt.

Der begrenzte Umfang der Publikation hat zur Folge, dass einige Bereiche nur skizzenhaft umrissen werden konnten. So bietet z.B. der dem „Bankwesen“ gewidmete Artikel nur allgemein gehaltene Informationen über einen so wichtigen Lebensbereich des revolutionären Russlands. Ähnliches gilt auch für die Massenmedien sowie wissenschaftliche und gesellschaftliche Organisationen, die nur fragmentarisch dargestellt werden.

Eine Besonderheit der Enzyklopädie besteht in einer gewissen stilistischen Unebenheit: An einigen Stellen scheint eine emotionale Färbung des Materials durch, deren Strenge dem Format einer Enzyklopädie nicht immer angemessen ist. In anderen Fällen sind in dem Themenblock Militär Artikel aus der vorangegangenen Enzyklopädie zur Geschichte des Ersten Weltkriegs „herübergewandert“,⁵ was durch eine Ausweitung des Kreises der Autoren hätte vermieden werden können. Daneben gibt es eine kleinere Menge „handwerklicher“ Mängel;

4 Siehe z.B.: *Kritičeskij slovar' Russkoj revoljucii: 1914–1921: sistematizirovannyj svod analitičeskich statej*, sost. E. Anton, U.G. Rozenberg, V. Černjaev [Kritisches Wörterbuch der Russischen Revolution: 1914–1921: Systematisierte Zusammenstellung analytischer Artikel], zusammengestellt von E. Anton, U.G. Rozenberg, V. Černjaev], St. Petersburg 2014.

5 Sorokin (Hrsg.), *Rossija v Pervoj mirovoj vojne* (wie Anm. 2).

und auch der wissenschaftliche Nachschlageapparat im engeren Sinne hätte umfangreicher ausfallen können.

Sehr erfolgreich ist dem Redaktions- und Herausgaberteam die künstlerische Gestaltung gelungen. Neben dem hohen Niveau der grafischen Gestaltung und der Druckqualität sind auch die fast 550 Illustrationen zu erwähnen, bei denen in vielen Fällen nicht nur die Porträts bekannter Politiker, Militärvertreter und Personen des öffentlichen Lebens, sondern auch deren Karikaturen gezeigt werden. Hinzu kommen Fotografien bekannter Gebäude und Interieurs (Taurischer Palast, Bychov-Gefängnis oder Villa Kšesinskaja, zahlreiche Fabriken usw.), Kriegsgeräte und -schiffe, Kunstwerke, Frontseiten berühmter Zeitungen und Zeitschriften usw.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Herausgabe der Enzyklopädie „Russland im Jahr 1917“ eines der herausragenden Ereignisse des Jubiläumsjahrs 2017 darstellte. Der „Raum der Revolution“ im riesigen Russischen Reich wird objektiv ausgeleuchtet, seine Erforschung erfolgreich von Politik und Pseudoanalogien zur Gegenwart ferngehalten. So lässt sich sagen, dass der den russischen enzyklopädischen Publikationen in der Vergangenheit lange anhaftende „Klassenansatz“ tatsächlich einem „bürgerlichen Ansatz“ Platz gemacht hat, so dass die Titelzeile „Dem Andenken aller Bürger Russlands des Jahres 1917“ vollauf gerechtfertigt ist.

Ol'ga Aleksandrovna Šaškova, Moskau

Yvonne Drosihn: Literarische Russlandbilder. Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern in der russischen und russlandbezogenen Literatur der Transformationszeit, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2018, 450 S., ISBN: 978-3-8300-9805-8

Die vorliegende Promotionsschrift (slavistische Literaturwissenschaft) von Yvonne Drosihn ist in zweierlei Hinsicht aktuell: Zum einen zeigt sie unmissverständlich auf, dass lieb gewordene Fremd- und vielleicht sogar Feindbilder (dieser Ausdruck wird in der Arbeit allerdings nicht verwendet) von Russland und „dem Osten“ konstruiert und literarisch tradiert sind. Mithin wird ein wichtiger Beitrag zum Verständnis von Eigenheiten des Russlanddiskurses in deutschen und darüber hinaus in westlichen Medien (Bezug genommen wird immer wieder auf die USA) geleistet. Zum anderen liegt ein umfangreiches Kompendium bisheriger Überlegungen zur literatur- sowie medientheoretischen, auch sozialpsychologischen Problematik der Entstehung, des Gebrauchs sowie der Funktion von Stereotypen vor. Versucht wird, die Leistungen benachbarter Disziplinen (vor allem der Anglistik und Medientheorie) für die slavistische Forschung fruchtbar zu machen. Insofern vollkommen zutreffend unter dem Stichwort „kulturelles Ping-Pong“ (S. 178) auf die Aufeinanderbezogenheit von Fremd- und Selbstbild und die Möglichkeit des Eingehens von Fremdstereotypen in das Bild vom eigenen Land und in eigene zivilisatorische Unter- bzw. Überlegenheitsgefühle hingewiesen wird, ist allerdings das Fehlen einer Aufarbeitung des Forschungsstandes in den Literatur- und Kulturwissenschaften des „Ostens“ selbst bedauerlich.

Dabei wirkt die Schrift durch die Einbeziehung umfangreichen Materials zur literaturpsychologisch aufgefassten Wirkungsästhetik, zu Stil- und Genre- Fragen, zu literatursoziologischen und rezeptionstheoretischen Überlegungen anhand von Beispielen aus Literatur, Publizistik und Film aus aller Herren Länder überlastet, wenngleich die „Ansiedlung

zwischen den Disziplinen“ der „besondere Ansatz dieser Arbeit“ (S. 21) und an sich verdienstvoll ist. Geschuldet ist das mit Querverweisen nur mühsam gemeisterte Durcheinander einer schier unüberschaubaren Fülle von Einzelaspekten und der ausgiebig zitierten Sekundärliteratur der deduktiven Methode, die – ausgehend vom „Russland-Metadiskurs“ (S. 27) – einen Katalog von Stereotypen erstellt und den Umgang damit anhand einzelner Werke illustriert. Wer die Mühen der Orientierung in dem Wust zusammengetragener Aussagen über Texte, Autoren, Literatur etc. auf sich nimmt, dem werden freilich erhellende Einsichten nicht verborgen bleiben. Vor allem ist die Übertragung von Ansätzen der im Rahmen von Postcolonial Studies entwickelten Sichtweisen auf Russland-Klischees und Reden über Russland interessant, denn ganz sicher stimmt die im Text zitierte Aussage von Uli Hufen: „Aber wer sich kurz zurücklehnt und nachdenkt, dem fällt schnell auf, dass Gary Shteyngart ein Buch wie dieses über kein anderes Land der Welt hätte schreiben können. Witze über Schwarze sind mehr oder weniger tabu, Witze über Araber sind zu gefährlich und Witze über Franzosen oder Deutsche auf Dauer zu langweilig. Aber Russen? Kein Problem. Auf Russen darf jeder im Westen eindreschen so viel und so lange er will. Wir mögen das!“ (S. 377).

Angesichts der Fülle an zitierter Sekundärliteratur erstaunt das Fehlen neuerer Publikationen zum Thema. Die Reihe der Klassiker der Stereotypenforschung, auf die Bezug genommen wird, reicht von Walter Lippmann (1922) über Günther Blaicher (1980) und Franz Karl Stanzel (1987) bis hin zu Hugo Dyerinck (1988), die kulturalistisch motivierte Abwendung von der Komparatistik in den 1990er Jahren wird jedoch nicht reflektiert. Kulturtransferkonzepte, in Frankreich (Michel Espagne) entwickelt und in Deutschland u.a. von Matthias Middell¹ aufgenommen, erscheinen bei Drosihn nur als Fußnote und werden explizit nicht verfolgt. Allerdings weiß die Verfasserin, dass Kulturtransfer in Literatur stattfindet und „v.a. durch Intertextualität zustande kommt“. Das Anliegen der Arbeit sei nachzuweisen, „dass der Austausch – von Bildern und Stereotypen, die Teil dieses Kulturtransfers per Literatur sind – sehr wohl stattfindet – unter anderem in Form des „Ping-Pong Effekts“ und „writing backs“ (S. 123). Leider wird erst zum Schluss am Beispiel von zwei exemplarischen literarischen Texten im Ansatz vorgeführt, wie man sich intertextuelle Weitergabe von Stereotypen als – in diesem Falle – postmoderne Dekonstruktion vorzustellen hat: „Ein Verfahren der Autoren dieser Untersuchung – Akunin und Shteyngart – ist es, dem ‚Anderen‘ (in dem Falle dem ‚Westen‘) die Russland bzw. dem ‚Osten‘ zugeschriebenen – und in gewisser Weise von diesem angenommenen – Bilder quasi ‚durch den Wolf gedreht‘ und neu zusammengesetzt entgegen zu halten“ (S. 187). Andere Momente des in übersetzter Literatur impliziten Transfers von Selbst- und Fremdbildern zeigen der „Exkurs: Übersetzung“ (S. 202-205) sowie literatur- und marktsoziologische Betrachtungen u.a. zur Rezeption Fyodor Mikhailovich Dostoevskys im Abschnitt „Historie des westlichen Russlanddiskurses“ (S. 206-217) und – aktueller – zu Vladimir Semyonovich Makanin und Vladimir Georgiyevich Sorokin in „Russische Literatur der Transformationszeit“ (S. 279-290). Die in diesem Zusammenhang spannende Vermutung, es gäbe Literatur, die Stereotypen entgegenwirke, diese werde aber „in Deutschland – da nicht marktgeeignet – nicht befördert“, bleibt leider eine nicht weiter verifizierte „Hypothese“ (S. 277).

1 Vgl. Matthias Middell: Kulturtransfer und Historische Komparatistik. Thesen zu ihrem Verhältnis, in: Ders. (Hrsg.): Kulturtransfer und Vergleich, Leipzig 2000, S. 7-41.

Dazu steht nicht im Widerspruch, dass Schriftsteller aus dem als „Osten“ klassifizierten Europa ausführlich zu Wort kommen. Allerdings verweist das auf ein anderes Problem: Der im Titel der rezensierten Arbeit benannte Russlandbezug bleibt widersprüchlich. „Russland“, die „russische“ und „russlandbezogene Literatur“ spielen nur die Rolle eines Kondensationskerns für einen „dem Westen“ gegenübergestellten „Osten“. Dieser wird als für die Konstituierung des „westlichen“ Bildes von sich selbst im Sinne einer Kultur-, Werte- und (lateinischen) Religionsgemeinschaft wichtig vorgestellt, weil er das spiegelbildlich „Andere“ sei. An der Konstruktion solcher Fremd- und Selbstbilder waren freilich meist deutsche, französische und englische Reisende, Philosophen usw. beteiligt, was die Textauswahl bestätigt. Im Falle des Romanhelden eines spanischen Autors (Léon Villanúas) findet Drosihn selbst interessant, „dass er als Südländer gegenüber dem ‚Osten‘ indifferent ist“ (S. 175). Inwieweit ist also das hier vorgestellte Selbstbild für „den Westen“ repräsentativ? Die Frage wird nicht gestellt. Auch für die USA, die hier inkorporiert ist, fehlen Hinweise etwa auf John Reed und Herbert George Wells, ohne deren Berichte über die Revolution von 1917 die Polarisierung des Russland- und Sowjetuniondiskurses (der weitgehend ausgeblendet bleibt) kaum verstanden werden kann. Das Russlandbild, das Jonathan Franzen (S. 302-305), Arthur Phillips (S. 305-307) und Jonathan Safran Foer (S. 307 f.) vorfinden, deren in Litauen, Prag bzw. der Ukraine spielende Romane kurz besprochen werden, ist die dem Kalten Krieg entlehnte, „Russland“ mit der „Sowjetunion“ gleichsetzende und von den Medien aufgegriffene Schimäre aus sowjetologischer, immigrantischer bzw. dissidentischer Feder, die den anderen Ländern des „Ostblocks“ keine zivilisatorischen Eigenheiten zugestand. Immerhin kann die Autorin einsichtig machen, wie sehr auf diese „Folie“ bezogen die russischen Einwanderer in die USA Anya Ulinich (S. 293-298) und Gary Shteyngart (S. 347-353) diese Klischees für ihre Romane produktiv machen.

Theoretisch greift die Autorin hier auf das Konzept des „Othering“ zurück. Das ist im konkreten Fall an sich einsichtig, ärgerlich nur, dass den Überlegungen zu wesentlich in Auseinandersetzung mit religiös sowie kulturell vom russisch-orthodoxen Glauben geprägten und tradierten Selbst- wie Fremdbildern aktuelle Stellungnahmen aus dem sich ganz entgegengesetzt begreifenden katholisch-lateinischen Kulturkreis beigemischt werden. Die meisten Werke Yuri Andrukhovych, Serhiy Zhadan und Marina Lewyckas (Ukraine) sind wie die des Polen Andrzej Stasiuk bzw. des Tschechen Jáchym Topol nicht einmal russlandbezogene Literatur. Auch Reisen in Kazachstan (S. 91), die Balkanisierung durch Zigeuner (S. 139), das touristische Dilemma der Bulgaren (S. 142) wie historische Reisen durch Ungarn (S. 171) haben mit Russland so wenig zu tun wie die spezifischen Probleme Ostdeutschlands. Dennoch tritt der „Osten“ hier „wahlweise als Osteuropa/Russland/die DDR/die ehemaligen deutschen Ostgebiete – der ‚Westen‘ in Gestalt von Westeuropa/Amerika/Deutschland in Erscheinung“ (S. 130). Zweifel sind angebracht, ob Tschechen, Polen oder Ukrainer unter „Russische Gegenwartsliteratur auf dem deutschen Markt“ (S. 271) subsummiert werden sollten. Auf diese Weise werden genau die stereotypen Vorstellungen reproduziert, gegen die anzuschreiben ist. Worum es der Autorin geht, zeigen Ausführungen zur Verfilmung von Foers „Everything is illuminated“, einem Buch, das die Transformationszeit in der Ukraine zum Gegenstand hat, als Film jedoch die „Verrostung des Ostens“ (S. 307) deutlich macht. Den Abstand zu dem postulierten Russlandbezug macht eine als Fußnote zitierte Überlegung des Tschechen Topol deutlich: „Wenn ich nach Minsk oder Ulan-Bator fahre, bin ich ein Westeuropäer. In Paris oder New York bin ich ein Osteuropäer“ (S. 408). Das

könnte kein Russe von sich sagen, womit die Redeweise vom „Osten“ als das erscheint, was sie heute ist (und was Drosihn trotz allem ja auch zeigen will): Eine unzulässige Reduktion.

So gesehen hätte es dem hier rezensierten Band gut getan, wenn es der Autorin besser gelungen wäre, die Bedingungen der historischen Entstehung stereotyper Vorstellungen vom „Osten“ in ihrer zeitlichen wie räumlichen Bewegung (einschließlich des „Transfers“) als ein Produkt von Chronisten, Reiseschriftstellern, Briefeschreibern, frühen Zeitungen, Romanen und Ballettaufführungen (S. 224) etc. darzustellen und das so skizzierte Konstrukt von seiner früh einsetzenden politischen Aufladung zu trennen. Dann erschiene auch die Vereinnahmung des evangelisch-protestantisch geprägten (ostelbischen) Deutschlands, das zunächst allgemein einem großstädtischen und erst später dem verwöhnten westdeutschen Konsumbürger „unterkomplex“ erschien, um als DDR im Herabblicken auf „edle Ost-Wilde“ (S. 154) von „Mitteldeutschland“ zum „Osten“ zu mutieren, folgerichtig und wieder aufhebbar. Aus einer solchen Sichtweise würde verständlich, wie das negative deutsche Russlandbild auch im geografischen Osten abrufbar blieb und trotz (oder wegen) der spezifischen Auseinandersetzung mit der Kriegsschuld vielleicht doch nicht nur in ein „verordnete(s) Russlandbild“ (S. 214) mündete.

Gegen derartige Pauschalisierungen hilft gute Literatur, weil die – wie Drosihn durchaus weiß – mehr sein kann als nur ein „Themenpark der Bedrohung“ durch Mafia und Korruption, aus dem man „Unterhaltung“ (S. 219) machen kann. Die vielen, eine kohärente Darstellung erschwerenden produktions- wie rezeptionstheoretischen Anmerkungen zur Literatur, zu Filmformaten wie Klaus Bednarz' Dokumentationen oder „Sternflüstern“, in denen in der Tat eine „Ästhetisierung des Mangels“ (S. 155) vorgenommen wurde, folgen jedoch immer dem bedenkenswerten Anliegen Bedingungen für einen „Wandel des Russlandbildes beim Rezipienten“ (S. 219) auszuforschen. Dabei werden Text- und Mediengattungen wie Krimi oder Historischer Roman und Strategien wie Ironie, Parodie und Humor in ihrer Wirkmächtigkeit durchgespielt und anhand eines beachtlichen Autoren- und Werk-Repertoires von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen über Jonathan Swift und Arthur Conan Doyle bis hin zu Umberto Eco vorgeführt. Das Ziel ist, postmoderne Schreib- und Dekonstruktionsverfahren, die in Russland seit Mitte der 1980er Jahre aufgenommen wurden, auf ihre möglicherweise Bilder (begriffen als „Images“) und Stereotypen zersetzende Wirkung hin zu untersuchen. Das geschieht explizit am Beispiel von Gary Shteyngarts Roman „The russian debutante's handbook“, wobei die Autorin zu dem Schluss kommt, „dass der Leser regelrecht von den – bei Shteyngart doch sehr starken Bildern – überwältigt wird. Ob sich die Dekonstruktion wirklich vollzieht, liegt letztendlich in der Psyche des Lesers“ (S. 376). Ähnlich ernüchternd urteilt sie im Falle von Boris Akunins „Altyn-Tolobas“, einem Roman, der als Parallele zu Ecos „Name der Rose“ analysiert wird. „Es stellt sich die rezeptionsästhetische Frage, was dem Zuschauer bzw. Leser in Erinnerung bleibt – das Lachen über die Russlandmythen oder aber die Russlandmythen selbst“ (S. 385).

Warum ist das so? Stereotypen sind eben nicht nur falsche Generalisierungen. Dem steht gegenüber die „Körnchen-Wahrheit-Hypothese?: Vorurteilsträger werden als an den ihnen entgegengebrachten Stereotypen nicht ganz unschuldig betrachtet“ (Lexikon Psychologie).² Die „schlechten Zähne der Russen“ (S. 390) sind zumindest auf dem Dorf ebenso

2 <http://www.psychology48.com/deu/d/stereotypengenauigkeit/stereotypengenauigkeit.htm> [letzter Zugriff: 14.12.2019]

eine Tatsache wie der Umstand, dass der Fremde (gleichgültig, ob aus „West“ oder „Ost“) durchaus zum „Opfer aggressiver russischer Gastfreundschaft“ (S. 390) werden mag. Wer über solche Schwächen der Reflexion hinwegsehen kann, dem sei das besprochene Buch ob seiner Materialfülle dennoch zur Lektüre empfohlen.

Frank Steffen, Leipzig

Christopher Spatz: Ostpreußische Wolfskinder. Erfahrungsräume und Identitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Osnabrück: Fibre 2016, 239 S., ISBN: 9783944870403

Das Buch von Christopher Spatz mit dem Titel „Ostpreußische Wolfskinder. Erfahrungsräume und Identitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft“ basiert auf einem sehr breiten und diversen Quellenmaterial. Zum einen sichtet und analysierte der Autor sowohl eine große Menge der deutschen und litauischen Archivalien¹ als auch Ego-Dokumente, zum anderen aber interviewte er auch 50 Zeitzeugen, deren Geschichten er als Hauptquelle für seine Analysen heranzog. Der Umfang der Basisquelle des Buches ist erstaunlich groß. Darüber hinaus werden die Interviews mit den historischen Quellen ergänzt und belegt.

Das Thema des Zweiten Weltkrieges ist bereits sehr gut erforscht. Es gibt zahlreiche wissenschaftliche sowie populärwissenschaftliche Publikationen dazu. Mit seiner detaillierten Untersuchung über die „Wolfskinder“ hat Spatz ein wichtiges, noch weitgehend unerforschtes Thema gefunden. Mit seiner Publikation gelingt es ihm, diese Lücke im Geiste eingehender, skrupulöser Analyse zu schließen. Sie scheint mir aber nicht nur für Historiker und interessierte Leser wichtig zu sein, sondern auch für die Betroffenen selbst, die heute als Erwachsene ihr eigenes in den beschriebenen Schicksalen wiederfinden können sowie für ihre Nachkommen.

Der Begriff „Wolfskinder“ bezieht sich auf die Kinder oder die Jugendlichen aus dem Raum des nördlichen Ostpreußens, „die infolge ihrer Flucht nach Litauen ihre deutsche Herkunft zeitweise oder mit Hilfe einer neuen Identität gar dauerhaft verschleiern mussten“ (S. 9). Es gibt verschiedene Meinungen bezüglich der Terminologie. Viele von den Befragten identifizieren sich mit dieser Zuschreibung. Bruno D. meinte: „Schlecht finde ich den Begriff nicht, weil das irgendwie, naja, die Menschen [gemeint ist die litauische Bevölkerung; A. K.-P.] haben so einfach gelebt und Angst vor Tieren hatten sie. Wir hatten auch immer Angst – und die auch“ (S. 194). Manche Zeitzeugen wie Hubert S. sagten aber offen, dass der Begriff leider nicht passt. „Ich sag jedem, Wolfskinder, das stimmt nicht. Aufgewachsen wie ein streunender Hund, immer an der Wand lang, Kopf unten, Schwanz unten und immer abwarten, wer schmeißt Dir einen Knochen hin, immer auf niedriger Stufe. Aber mit Wölfen so, da könnte ich mich nicht vergleichen“ (S. 195). Der Verfasser schildert nicht nur die zwei Perspektiven: die der deutschen und litauischen Gesellschaft sowie die der „Wolfskinder“,

1 U.a. folgende Archive: Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bundesarchiv in Berlin, Koblenz, Bundesministerium des Innern, Archiv des Deutschen Roten Kreuzes, Kreisarchiv Bautzen, Landesarchiv Berlin, Schleswig-Holstein, Schwerin, Sachsen-Anhalt, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Stadtarchiv Chemnitz.

sondern auch anhand der historischen Quellen die Position der Wissenschaftler*innen, deren Inhalte sich nicht immer decken und teilweise widersprüchlich sind. Dadurch stellt das Buch insgesamt ein durchaus differenziertes Bild der Problematik dar. Darin liegt ein großes Verdienst des Verfassers und ein großer Wert dieser Publikation zugleich.

Spatz befasst sich mit den Erfahrungen und den Schicksalen der Menschen – der so genannten Wolfskinder, die im Zeitraum zwischen 1947 und 2000 nach Deutschland zurückgekommen sind und in die deutsche Gesellschaft integriert werden sollten. Bei seiner Recherche ist er auf Zeitzeugen gestoßen, mit denen er ausführliche Interviews durchführte, die Basis seiner späteren Analysen. Sein sensibler Umgang mit Zeitzeugen ist neben der umfangreichen Recherche nach Archivmaterialien bei der Aufarbeitung des Themas ein wichtiges Markenzeichen dieser Studie.

Innerhalb von drei Jahren (2010–2013) wurden 50 Zeitzeugen interviewt, deren Verhältnis von Frauen und Männern drei zu zwei war, die nach Deutschland in dem Anteil von 50% zwischen 1947 und 1951 zurückreisten. Einzelne Ausreisende aus den Jahren 1955–1970 bildeten 15% der Zeitzeugengruppe und die Ausgesiedelten zwischen 1996 und 2000 sogar 35% aller Befragten. Die Untersuchung und detaillierte Bewertung des Materials ermöglichte Spatz, fünf Typen von „Wolfskindern“ zu benennen: die Pendler, die Scheinwaisen, die Adoptivkandidaten, die Arbeitskräfte und die Jugendlichen. Das erlittene Schicksal und das Leben der „Wolfskinder“ waren für die Zuordnung zur jeweiligen Gruppe ausschlaggebend.

Der Verfasser zeichnet auch die Erfahrungsräume der „Wolfskinder“ im nördlichen Ostpreußen nach dem Krieg. Die wichtigsten Erfahrungen, über die fast jeder Zeitzeuge in der Studie berichtet, waren Gewalt und Entwurzelung, Hunger und Tod, Isolation und Assimilation. Infolge der Entwurzelung und der schwierigen Lebensbedingungen entschieden sich die Menschen für den neuen Lebensort und assimilierten sich mit der neuen Gesellschaft.

Spatz schreibt über sehr schwierige Themen und traumatische, aufwühlende Ereignisse in einer sehr ausgewogenen Sprache, was man dem Buch zugute schreiben kann. Die neue Umgebung wurde für die „Wolfskinder“ zum neuen Zuhause. Dort lag die Hoffnung auf besseres Leben, sie erforderte aber auch eine große Anstrengung um Identitätsfindung. Den Betroffenen fiel es schwer, nach den dramatischen Erlebnissen in Litauen, der Deportation und der Rückkehr nach Deutschland, sich mit der deutschen Gesellschaft zu assimilieren. In Deutschland herrschte keine „Willkommenskultur“ und keine Offenheit den Flüchtlingen gegenüber. Es war in der deutschen Nachkriegsgesellschaft kaum Bereitschaft vorhanden, den Einreisenden zu helfen oder gar sie zu akzeptieren. In Deutschland angekommen, mussten „Wolfskinder“ ihre Welt und Umgebung von Anfang an neu kreieren. Oft hatten sie Sprachprobleme und dadurch auch Schwierigkeiten, einen Ausbildungsplatz oder eine Arbeitsstelle zu finden. Während des Krieges hatten sie keine Möglichkeit, eine Ausbildung zu absolvieren oder Deutsch zu sprechen. Nach Jahren in Litauen mussten sie die deutsche Sprache neu erlernen.

Spatz analysiert die gemeinsamen Erlebnisse und Erfahrungen der „Wolfskinder“, um auf die Merkmale der kollektiven und personalen Identität der „Wolfskinder“ hinzuweisen. Er macht das plastisch und skrupulös, so dass der Leser imstande ist, die schwierige Lage dieser Menschen und ihre Erfahrungen zu rekonstruieren. „Jedes Wolfskind kann sich mit seiner personalen Identität zudem in mehrere kollektive Identitäten einschreiben, sich jederzeit aber auch gegen die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kollektiv wenden und diese aufkündigen, sofern es sich mit den maßgeblichen Erfahrungen, Werten oder Orientierungen

der Gruppe nicht mehr zu identifizieren vermag. Das Identitätsverständnis eines Kollektivs ist grundsätzlich also nur so stark oder schwach, wie sich seine Mitglieder, bewusst oder unbewusst, zu ihm bekennen und von ihm in ihrem Denken und Handeln motiviert werden“ (S. 28 f.).

In Deutschland waren die Lebensbedingungen der „Wolfskinder“ demnach nicht einfach. Nicht selten fanden die Kinder ihre Väter in neuen Familienverhältnissen wieder. Vielen Kindern fiel es schwer, ihre Stiefmütter zu akzeptieren, nachdem sie den Tod, auch Hungertod oder Vergewaltigung der eigenen Mütter gesehen hatten. Manch ein Kind wünschte sich, zurück nach Litauen zu gehen. Je später „Wolfskinder“ zu ihren Familien oder nach Deutschland zurückkehrten, desto stärker waren sowjetische Eigenschaften aus ihrer Sozialisation und in ihrem Verhalten spürbar.

So fühlten sich die Betroffenen in Deutschland wieder isoliert. Sie sprachen nicht über ihre Erfahrungen, weil es einerseits zu schwer war, das zu artikulieren, andererseits wurde ihnen vielfach nicht geglaubt. Sie stießen auf eine mentale Barriere. Zeitzeugen erzählten: „Ich habe versucht, mit anderen Frauen darüber zu reden, aber die haben mir nicht geglaubt. Die haben gesagt, das ist ne Lüge, wenn ich erzählt habe, ich habe alleine für meine Schwester gesorgt, meine Mutter war den ganzen Tag nicht da. Die haben gesagt, das gibt's nicht. [...] Du bist ja sehr kreativ, du denkst dir das alles aus. Das hat mich dann so verletzt, das hat mich dann wieder ganz nach hinten geschubst“ (S. 164). Berührend war eine Geschichte einer Frau, die mit ihrem Mann über ihre Erfahrungen sprechen wollte, der sie ignorierte und ihr nicht zuhörte. Sie wurde allein mit ihren Erinnerungen und Problemen gelassen. Ärzte waren auch keine Hilfe. Erst nach 60 Jahren wurde beispielsweise eine Befragte von ihrer Hausärztin an eine Psychologin überwiesen. Diese „Wolfskinder“ waren sich in Litauen und dann auch in Deutschland selbst überlassen. Der Verfasser analysiert nicht nur die persönlichen Erlebnisse der „Wolfskinder“, sondern auch die Schwäche der Behörden, die Urkunden von Betroffenen fordern, die während des Krieges zerstört oder verloren gegangen sind.

Das Buch zeigt einprägsam das breite Spektrum von Nachkriegserfahrungen und geht auf die Identitätsprobleme von „Wolfskindern“ ein. Es beschäftigt sich aber auch mit dem politischen System und seinem Einfluss auf das Leben der Betroffenen. Es werden sowohl persönlicher Kontext als auch politische, soziale und historische Bedingungen dargelegt. Spatz bearbeitet das Thema fundiert und seine Thesen sind durchdacht. Zwar könnte man mehr über die Befragten schreiben und ihre persönlichen Geschichten ausführlicher darstellen sowie komparatistisch auf Menschen aus anderen Regionen mit ähnlichen Erfahrungen hinweisen, aber das würde wahrscheinlich den Rahmen des Buches sprengen. Das Buch ist durchaus lesenswert, da der Verfasser sich nicht nur mit den älteren Forschungsarbeiten sowie Publikationen zu diesem Thema auseinandersetzt, sondern auch das Bild der „Wolfskinder“ in den Medien aufzeigt. Damit ergänzt das Buch die tragische Geschichte der „Wolfskinder“ während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit.

Aleksandra Kmak-Pamirska, Warschau

Petr Baratov, Tat'jana Filippova: 1914–1918: Velikaja vojna i Velikaja revoljucija v ruskoj žurnal'noj satire [1914–1918: Der Große Krieg und die Große Revolution in der russischen Zeitschriftensatire], Moskau: Kučkovo pole 2017, 304 S., ISBN: 978-5-9950-0764-7

Die reich bebilderte Monografie Petr Baratovs und Tat'jana Filippovas ist der Erforschung der von russischen Schriftstellern, Dichtern und Karikaturisten zur Zeit des Ersten Weltkriegs und der Russischen Revolution von 1917 geschaffenen Feindbilder und Feindrhetorik gewidmet. Thematisch und inhaltlich schließt die Veröffentlichung an frühere Arbeiten der Autoren an.¹

Der vorliegenden Monografie liegt die Untersuchung der populärsten Satirezeitschriften der Jahre 1914–1918 („Šut“, „Budil'nik“, „Strekoza“, „Bič“, „Satirikon“, „Novyj Satirikon“, „Zabijaka“ u.a.) sowie der Satirerubriken der in St. Petersburg und Moskau erschienenen großen Illustrierten („Iskry“ und „Solnce Rossii“) zugrunde. Die Lieblingslektüre einer breiten – vom städtischen Kleinbürger bis zum Minister oder Duma-Politiker reichenden – Leserschaft war „Novyj Satirikon“, dessen talentiertes Autorenkollektiv (Arkadij Averčenko, Nadežda Těffi, Aleksej Radakov, Vladimir Majakovskij, Aleksandr Junger u.a.) eine neue zeitgemäße Ansprache an den Leser gefunden hatte. Die Autoren des „Novyj Satirikon“ waren nicht nur stilistisch wegweisend, sie schufen auch populäre Muster der satirischen Auseinandersetzung mit Krieg und Revolution von hohem Wiedererkennungswert, die viele Nachahmer fanden und (je nach Talent) mit großem Erfolg übernommen wurden (S. 10). Dieses Material stellt die Hauptquellenbasis der vorliegenden Monografie dar.

Die wissenschaftliche Neuheit und Bedeutung der Arbeit besteht darin, dass dieses umfangreiche Text- und Bildmaterial der erwähnten Wochenzeitschriften erstmals unter Anwendung moderner kulturhistorischer, historisch-psychologischer und soziokultureller Ansätze und Methoden untersucht wurde. So konnten die Autoren nicht nur die symbolisch-metaphorische Vielfalt der im Zuge des Ersten Weltkriegs und der Revolution von 1917 in Russland entstandenen Bilder herausarbeiten, sondern auch deren Entwicklung und ideologische und ethische Neuausrichtung nachzeichnen.

Bei der Bewertung der handwerklichen Qualität der damaligen Zeitschriftensatire rufen die Autoren dazu auf, die praktischen Schwierigkeiten zu bedenken, mit denen Satiriker während des Kriegs und der Revolution zu kämpfen hatten, nämlich strengere Vorgaben der Zensurbehörden und materielle Probleme: Vom 20. Juli 1914 an prägten die „Einstweiligen Bestimmungen über die Militärensensur“ Alltag und Überleben des russischen Journalismus. Mit Blick auf die satirischen Presseerzeugnisse hieß es dort, dass Artikel und Erzählungen, die angetan seien, Personen des Kommandostabs der russischen Armee lächerlich zu machen, nicht zur Veröffentlichung zugelassen würden (S. 8). Im weiteren Verlauf des Krieges wurden die Zensurbestimmungen weiter verschärft, bevor die Februarrevolution die Situa-

1 Vgl. P.N. Baratov, T.A. Filippova: „Vragi Rossii“: Obrazy i ritoriki vraždy v ruskoj žurnal'noj satire epochi Pervoj mirovoj vojny [„Feinde Russlands“: Bilder und Rhetorik der Feindschaft in der russischen Zeitschriftensatire der Epoche des Ersten Weltkriegs], Moskau 2014; T.A. Filippova: „Bol'noj čelovek“ v epochu vojn i revoljucij. Obraz Turcii v ruskoj žurnal'noj satire načala XX veka [Der „Kranke Mann“ in der Epoche der Kriege und Revolutionen. Das Bild der Türkei in der russischen Zeitschriftensatire des frühen 20. Jahrhunderts], Moskau 2016.

tion schließlich schlagartig änderte. In den wenigen Monaten des „liberalen Intermezzos“ zwischen Februar und Oktober 1917 herrschte völlige Freiheit des journalistischen und satirischen Schaffens. Mit der Verabschiedung des „Pressegesetzes“ vom 27. April 1917 durften Veröffentlichungen jeglicher politischer Ausrichtung ungehindert in Russland erscheinen. Zu den etablierten Journalisten und Presseorganen kamen zu dieser Zeit zahlreiche neugegründete Zeitschriften hinzu. Nach der Machtübernahme der Bolschewiki jedoch fand sich die Presse erneut in einer Situation wieder, in der sie mit Zensur und schwierigen materiellen Bedingungen konfrontiert war, so dass nach Aussage der Autoren jede neu erschienene Ausgabe der satirischen Wochenzeitschriften einer „professionellen und bürgerlichen Heldentat“ russischer Journalisten und Verleger gleichkam.

Den chronologischen Rahmen der Arbeit setzen die konkreten historischen Ereignisse – die Zeit der Beteiligung Russlands am Ersten Weltkrieg sowie der Aufbau des neuen Staats nach der Revolution. Thematisch widmen sich die Autoren mit Blick auf jeden konkreten „Feind“ Russlands auch der Geschichte der jeweiligen Feindschaft und zeichnen ausführlich die Vorgeschichte des satirischen Interesses für den einen oder anderen künftigen Weltkriegsteilnehmer nach. Der Untersuchungszeitraum der Forschungsarbeit reicht etwas über den Abschluss des Friedensvertrags von Brest-Litovsk hinaus bis in den Sommer/Herbst 1918, als auch die letzten satirischen Publikationen des alten Russland geschlossen wurden, die offenkundig nicht mehr den neuen Propagandastandards des Sowjetstaats entsprachen.

Gesondert ist darauf hinzuweisen, dass Filippova und Baratov explizit auch der Frage nachgehen, was in den damaligen russischen satirischen Publikationen nicht zu finden war sowie wie sich die russische Satire positiv von entsprechenden Mustern der ausländischen Satire der Kriegszeit abgehoben hatte. So weisen die Autoren darauf hin, dass den russischen Satirikern in den meisten Publikationen eine rassistische Rhetorik fremd war. Der Kriegsgegner wurde nicht als der nach Blut oder Abstammung Fremde dargestellt, sondern für das eines Soldaten unwürdige Verhalten im Kampf oder für die schlechte Behandlung von Kriegsgefangenen, Verwundeten oder Zivilisten usw. kritisiert. Auch sahen die russischen Satiriker in der Regel von einer religiösen Diffamierung ab und machten heilige Symbole eines fremden Glaubens nicht zum Gegenstand von verhöhrenden Angriffen (S. 8 f.). Zudem kritisierten die Journalisten in der Regel nicht den „Deutschen“, „Österreicher“, „Bulgaren“ oder „Türken“ an sich, sondern differenzierten deutlich zwischen dem Volk und der Staatsmacht des Feindes. Ihre Kritik lief häufig darauf hinaus, die militaristischen Regime der Mittelmächte als Feinde ihrer eigenen, von den aggressiven Bestrebungen ihrer Herrscher ausgezehrten Bevölkerung darzustellen.

Die Tatsache, dass „Ost“ und „West“ etwa in gleichem Maße zum Gegenstand der satirischen Auseinandersetzung wurden, werten die Autoren als Indiz dafür, dass die russischen Journalisten frei von einer eurozentrischen Wahrnehmung des Großen Krieges waren. So war die östliche Dimension des Krieges in den Zeitschriften immer präsent. Die Satiriker waren sich der Bedeutung der Kaukasusfront und anderer asiatischer Arenen der Kampfhandlungen bewusst und schlugen einen weiten Spannungsbogen zwischen westlichen und östlichen Feindbildern.

Interessant ist auch die Rolle der russischen Journalisten als Seismografen der russischen Krise. So zeigten sie bereits im Frühsommer 1917 nicht ohne Bedauern die Schwäche der im Zuge der Februarrevolution an die Macht gelangten politischen Kräfte und interpretierten die in der Gesellschaft zu verzeichnende innere Spaltung als uraltes Problem der

eigenen russischen Geschichte. Die enttäuschten Hoffnungen auf eine schnelle Lösung der dringlichsten innenpolitischen Probleme und ein baldiges Ende des Krieges kulminierten in der Vorstellung, dass sowohl sie selbst als auch die russische Gesellschaft insgesamt zu Opfern eines grandiosen Betrugs geworden seien.

Die Machtübernahme der Bolschewiki im Oktober 1917 und die darauf folgende Unterzeichnung des Friedensvertrags von Brest-Litovsk im März 1918 betrachteten die russischen Satiriker als zwei Akte des größten Dramas in der Geschichte Russlands. Baratov und Fillipova zeigen, welchen Veränderungen das Bild der „Feinde Russlands“ in den letzten, im Jahr 1918 unter den Bedingungen der bolschewistischen Diktatur noch verbliebenen satirischen Publikationen unterlag: Alle Veröffentlichungen dieser Zeit waren von Endzeitstimmungen der „Roten Apokalypse“ durchdrungen. Eine solche Haltung, die ein hohes Maß an Zivilcourage und professioneller Aufrichtigkeit erforderte, interpretieren die Autoren als wichtigen Beitrag der damaligen Satiriker zur Geschichte der russischen Kultur.

Abschließend sei darauf verwiesen, dass die Monografie Filippovas und Baratovs ohne Zweifel nicht nur für Historiker, sondern auch für Spezialisten der politischen Kultur, Kulturanthropologie und historischen Psychologie sowie für an satirischen Zeichnungen interessierte Kunsthistoriker von großem Interesse ist. Die beiden Autoren belegen überzeugend, dass die Satire einen Schlüssel zum Verständnis der historischen Erschütterungen der Jahre 1914–1918 darstellt. Das Genre zeigt, wie sich die beispiellosen Prüfungen jener Jahre in kreativen Persönlichkeiten brechen. Zudem lassen sich viele heutige Stereotypen, Mythen und Phobien, die sich im kollektiven Gedächtnis festgesetzt haben, nach Ansicht der Autoren just auf jene Bilder des Kriegs und der Revolution zurückführen, die die Satiriker seinerzeit schufen. In diesem Sinne kann das Schaffen der russischen Satiriker jener Zeit einen wichtigen Teil der kulturellen und ideengeschichtlichen Autobiografie Russlands zu Beginn des Jahrhunderts der Kriege und Revolutionen vor dem Auge des Lesers wiedererstehen.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

Jan Claas Behrends, Nikolaus Katzer, Thomas Lindenberger (Hrsg.): 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin: Ch. Links Verlag 2017, 350 S. mit Abb., ISBN: 978-3-86153-940-7

Die Flut an Publikationen zum 100-jährigen Jubiläum des Roten Oktober war groß. Und das, obwohl, wie die Herausgeber betonen, „der Kommunismus als weltumspannende Bewegung eine(r) fernen Vergangenheit“ zuzuordnen ist, denn die „Utopie einer Weltrevolution“ habe schon lange ihre Strahlkraft verloren. Die Herausgeber zeichnen in ihrem einleitenden Beitrag die globale Wirkung der Revolution nach. In der Tat beeinflusste der tendenziell weltgeschichtlich ausgerichtete Umschwung in Russland bereits die internationale Nachkriegsordnung (Cordon Sanitaire in Ostmitteleuropa, Radikalisierung linker und rechter Gruppierungen). Folgerichtig geht es in den in diesem Band versammelten elf Beiträgen um die Frage, „[...] welche Wirkungsmacht Lenins Umsturz im vergangenen Jahrhundert und bis in unsere Gegenwart entfaltet hat“ (S. 20). Dabei handelt es sich nicht um Essays, die die besondere Struktur des Bandes zusammenhält: Die 100 Jahre werden als eine Zeitreise erzählt, bei der jedes Dezennium einem Autor zugeordnet ist; den Ausgangspunkt des Textes bilden die jeweiligen Jubiläumsfeierlichkeiten.

Den Auftakt der elf Annäherungen macht Dietrich Beyrau, der sich der Revolution in zeitgenössischen Deutungen widmet (S. 29-56). Der Aufsatz führt den Leser zurück zu den Eindrücken, die die Zeitgenossen von den Ereignissen und der politischen Neuordnung hatten und die im krassen Gegensatz zur späteren sowjetischen Hagiografie stehen. In europäischer Perspektive wurde das bereits bestehende Stereotyp des jüdischen Bolschewiken weiter aufgeladen und der Kampf gegen den jüdischen Bolschewismus zum Leitbild der weißen Bürgerkriegseinheiten, deutschen Freikorps und polnischen Einheiten. Schließlich analysiert der Autor die Reaktion der europäischen Intellektuellen auf die Oktoberrevolution.

Frederick C. Corney greift den Faden auf und thematisiert das Jahr 1927 und der Memorialpolitik zum 10. Jahrestag der Revolution (S. 59-82). Seine Ausführungen belegen, wie sehr das Gedenken zum Dezennium bereits einen Prozess der Mythenbildung einleitete und zu einer „faszinierenden Neubewertung spezifischer Elemente des Oktober-Narrativs“ (S. 65) führte. 1937 hatte sich die Szenerie erneut gewandelt, das Land war gezeichnet von Terror und Alleinherrschaft. José M. Faraldo unternimmt es, das Gedenken im Zeichen der Despotie darzustellen (S. 84-105). Der Personenkult erreichte einen ersten Höhepunkt, und die Propaganda zielte vor allem darauf ab, den wirtschaftlichen Fortschritt und die militärische Potenz der Sowjetunion in Massenkundgebungen zu verdeutlichen. 1937 fand die „Siegfeier des Stalinismus“ (S. 91) statt. Zehn Jahre später war die Sowjetunion zur Weltmacht geworden und hatte den Sieg gegen das nationalsozialistische Deutschland errungen – unter ungeheuren Verlusten an Menschen und der nahezu gesamten Zerstörung des europäischen Teils des Landes. Olga Nikolova stellt ihren Beitrag unter den Titel „Gesichter des Nachkriegssozialismus“ (S. 106-129). Noch waren erst Ausläufer des beginnenden Kalten Krieges zu spüren und die Sowjetunion erfreute sich einer internationalen Sympathie wie niemals zuvor und danach (sieht man von den wenigen Jahren der Perestroika ab). Die Gedenkfeier zum 30. Jahrestag der Oktoberrevolution ist auch insofern als eine Zäsur zu werten, als mit ihr die endgültige Absage an „nationale“ Wege zum Sozialismus verbunden war und fürderhin die Übernahme des sowjetischen Modells als sakrosankt galt, was *mutatis mutandis* natürlich auch für den inzwischen gottgleichen Generalissimus seine Berechtigung hatte. Wiederum zehn Jahre später hatte die Anziehungskraft des sowjetischen Sozialismus starke Einbußen erlitten: 1956 war der Ungarische Aufstand blutig niedergeschlagen worden und nur die Rote Armee hatte den sogenannten Ostblock davor bewahren können, eines Mitglieders verlustig zu gehen. Und zudem war am XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 der Mythos Stalin teilweise entzaubert worden. Nicht zu Unrecht spricht Maciej Górny von den „Lehren des schwarzen Oktober“ und richtet den Blick vor allem auf die ostmitteleuropäischen Volksrepubliken (S. 130-156). Ende der 1960er Jahre hatte sich die Systemkonkurrenz endgültig über den gesamten Erdball ausgedehnt, eine Entwicklung, die Andreas Hilger in seinem Beitrag („1967. Lenins Erben und die nationale Revolution in der Dritten Welt“, S. 158-178) aufgreift. Die Verschränkung von marxistisch-leninistischer Ideologie und nationaler Eigenbestimmung entfaltete in diesem und dem folgenden Dezennium eine große Wirkungsmacht als eigenständiger nichtkapitalistischer Weg in eine dekoloniale Zukunft. Das folgende Jahrzehnt ist als Phase des Stillstands einer immer mehr vergreisenden sowjetischen Führung in die Geschichte eingegangen. Juliane Fürst geht den Ereignissen unter dem Titel „Stagnierende Revolution? Zwischen Erstarrung und Dynamik“ nach (S. 180-207). Es war eine Nischengesellschaft entstanden: „Im Lebensgefühl seiner Bürger existierte der sowjetische Staat als Kulisse, vor der die eigenen Lebenspläne

und Wünsche verwirklicht wurden, die der Staat nicht erfüllen konnte“ (S. 182). Zugleich rückte die Revolution von 1917 im Vergleich zum Erinnerungsort Großer Vaterländischer Krieg in den Hintergrund. Der Autorin gelingt es, den sowjetischen Alltag während der *pax sovietica* dem Leser zu veranschaulichen. 1987 holte die Vergangenheit die Gegenwart der Revolutionsfeierlichkeiten ein, wie Alexander Vatlin in seinem Beitrag über die Zeit der Perestroika verdeutlicht (S. 208-232). Dieses Jahr war geprägt von Veränderungen. Ein Jahr, in dem sich die Führung und Teile der Bevölkerung in Übereinstimmung befanden, doch auch das Empfinden einer Erschütterung oder Überrumpelung um sich griff. So „[...] wurde das Revolutionsjubiläum zum Motor einer regen Diskussionskultur“ (S. 219). Der Autor, selbst nicht nur Zeitzeuge, sondern auch Akteur, zeichnet vor allem die historiografischen Debatten dieser Jahre nach.

Damit hätten es die Herausgeber bewenden lassen können, wenn es ihnen nur um ein rezeptionsgeschichtliches Werk im Rahmen der Geschichte der Sowjetunion gegangen wäre. Doch vielleicht ist das Gedenken an den Oktober 1917 nie interessanter als in der Epoche, in der es den Staat, den diese Revolution hervorgebracht hatte, nicht mehr gab. Irina Scherbakowa hat sich mit dem Jahr 1997 näher beschäftigt („Eine Wende, still und leise“, S. 234-253). Die Autorin zeigt auf, wie die historische Aufarbeitung (durch die Öffnung der Archive) Mitte der 1990er Jahre langsam zu einem Ende kam und eine Art von Sowjet-Nostalgie Einzug hielt, die ihren Ursprung in der katastrophalen wirtschaftlichen Situation hatte, in der sich viele Menschen befanden. Einen Bruch in der bisherigen Darstellungsform stellt der folgende Artikel von Gerd Koenen dar, der sich mit dem Gedenken im Jahr 2007 in China beschäftigt (S. 254-277), jedoch einen durchaus anregenden Überblick über die Entwicklung des Landes seit der Kulturrevolution gibt. Mit dem letzten Jubiläumsjahr kehren wir wieder nach Russland zurück: Jan Plamper beschreibt den schwierigen Umgang der heutigen Herrscher mit der Oktoberrevolution: „[...] zwischen Märtyrologie, Konspirologie und starkem Staat“ (S. 278-294). Plamper weist auch auf eine Entwicklung hin, die bereits in den 1960er Jahren begann, aber ihre volle Ausprägung erst in der jüngsten Vergangenheit als „zentrale historische Sinnstiftung Russlands heute“ erhielt: „nämlich den Sieg über Hitler-Deutschland und den Feiertag 9. Mai“ (S. 282).

Durch die Verbindung erzählerischer Elemente zu den jeweiligen Jubiläumsfeierlichkeiten mit kritischen rezeptionsgeschichtlichen Analysen kommt ein rundum gelungener Band zustande, den man gerne zur Hand nimmt. Kurze Empfehlungen zu weiterführender Literatur am Ende der Aufsätze tragen zum positiven Urteil ebenso bei wie eine Internationalität der Autoren, durch die viele unterschiedliche Perspektiven und Sichtweisen Eingang finden. Die immer mehr um sich greifende Unsitte, die Fußnoten nicht an das Seitenende zu setzen, sondern sie in den Anhang zu verbannen, findet sich leider auch in diesem Buch. Sie soll an dieser Stelle aber nicht den Herausgebern angelastet werden. Nach der Lektüre der Publikation wird man ihnen aber sicherlich in einer Hinsicht zustimmen: „Die Russische Revolution hat ihre Kinder noch nicht entlassen“ (S. 20).

Joachim Tauber, Lüneburg

Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa: Reformation, Bd. 22, München: Oldenbourg 2014, 513 S., ISBN: 978-3-486-78144-1

Although the Reformation is a decisive event in German history, it is often neglected when dealing with Eastern Europe. In preparation for the Commemoration of the Reformation in 2017 the Federal Institute for the Culture and History of Germans in Eastern Europe issued a call for papers for volume 22 (2014) of its yearbook devoted to the topic of the Reformation.

The regions in focus are Transylvania, Bohemia, Poland, and East Prussia. The regions of Transylvania and Poland (including East Prussia) dominate among the contributions. Several case studies are, of course, situated in the context of the Habsburg Monarchy.

The volume has two main parts. The first part is devoted to cases studies concerning the events of the Reformation Era while the second part is devoted to case studies concerning the cultural consequences and reception of the Reformation. The contributions of the second part cover a period from the Reformation Era until the mid-20th century.

In the first part Gerald Volkmer writes about the political context of religious pluralism in Transylvania; Ulrich A. Wien provides a preliminary case study of a neglected source material on the Reformation in Transylvania; Martin Arnold writes about Lutheranism among Bohemian nobility; Henning P. Jürgens has two contributions on the influence of Melancthon in Poland during the 16th century, and on inter-Protestant conflicts in Prussia during the 16th century in the case of Benedikt Morgenstern; Tomasz Łopatka compares the attitude of Polish anti-Trinitarians to violence with the Radical Reformers of Western Europe during the first half of the 16th century; and Liliana Lewandowska writes about a controversy concerning Pietism in Danzig during the 17th and 18th centuries.

In the second part Mihai-D. Grigore compares the ideas of the Walachian Prince Neagoe Basarbs with the ideas of Luther and the Protestant Reformers; Georg Ziaja examines the publication of Protestant literature in the Polish-Lithuanian Commonwealth during the 16th century; Anna Mańko-Matsyjak uses the editions printed in Breslau to explore the influence of Luther's Hymnal; Oliver Bach writes about Andreas Gryphius; Katrin Sterba uses the Jesuit Church in Olomouc as case study to explore the counter-Reformation from the perspective of art history; Daniel Nachtsheim writes about the critique of rationalism and the Enlightenment by Johann Georg Hamann; Martina Fuchs explores the theme of German nationalism in the Transylvanian Pastor Egon Hajek's historical fictions set in the Reformation Era; and Dirk Schuster writes about the image Reformation in Transylvanian among persons affiliated with the movement of Deutsche Christen in the Lutheran Church in Romania.

Many of the case studies explores new and interesting themes, but there is a certain lack of an overall thematic cohesion in this yearbook.

David Heith-Stade, Lund

Stefan Karner, Alexander Tschubarjan (Hrsg.): Österreich – Russland. Stationen gemeinsamer Geschichte, Graz u.a.: Leykam 2018, 288 S., ISBN: 978-3-7011-0410-9

Während die Beziehungen zur Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich von einer breiteren Öffentlichkeit rezipiert werden, sind Kontakte zu Russland in anderen Epochen weit weniger präsent. Umso begrüßenswerter ist der breit angelegte Sammelband zu Stationen der gemeinsamen Geschichte Österreichs und Russlands, der darauf abzielt, die gegenseitige Wahrnehmung zu stärken. Diese Gegenseitigkeit wird nicht zuletzt dadurch gewährleistet, dass sämtliche Beiträge von österreichischen und russischen Autoren gemeinsam verfasst wurden und das Buch in deutscher und russischer Sprache erschienen ist. Laut Vorwort ist es als Lehrbehelf für Mittelschulen und Gymnasien beider Staaten konzipiert und an ein breiteres Publikum gerichtet. Dementsprechend wird im Folgenden der Schwerpunkt auf der Frage liegen, inwieweit das Buch diesem Anspruch gerecht wird. Wenngleich sich der Band vorwiegend an ein österreichisches Publikum richtet, stellt sich zudem die Frage, inwiefern er auch für ein breiteres deutschsprachiges Publikum von Interesse ist oder sein kann.

Der Band ist chronologisch aufgebaut und deckt in elf Kapiteln einen Zeitraum vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart ab, wobei mit zunehmender Nähe zur Gegenwart die Zeiträume der einzelnen Kapitel kürzer und damit die Darstellungen dichter werden. Obwohl der Band so konzipiert ist, dass er auch kapitelweise gelesen werden kann, wurde offenbar besonderer Wert darauf gelegt, dass ein geschlossenes Bild ohne zeitliche Lücken geboten wird. Leichte Überschneidungen zwischen den Kapiteln gewährleisten, dass der Kontext nicht verloren geht, auch wenn das Buch nicht im Ganzen gelesen wird. Optisch ist der Band ansprechend und übersichtlich gestaltet mit Bildmaterial und eingeschobenen Textfeldern mit Erklärungen zu wichtigen Begriffen, Kurzbiografien bedeutender Persönlichkeiten, Darstellungen von persönlichen Schicksalen oder kurzen Quellentexten. Sie bieten interessante Ergänzungen zu den schriftlichen Ausführungen oder erleichtern den Zugang zum Thema. Inhalt und Ausgewogenheit dieser Materialien variieren jedoch von Kapitel zu Kapitel. Trotz der einheitlichen Konzeption setzen die einzelnen Beiträge unterschiedliche Schwerpunkte und unterscheiden sich im Stil und hinsichtlich der Zugänglichkeit für ein breiteres Publikum. Insgesamt stehen die bilateralen Beziehungen zwischen beiden Staaten im Mittelpunkt. Während sich jedoch einige Kapitel auf die diplomatischen Kontakte beschränken, stellen andere die österreichisch-russischen Beziehungen in einen breiteren Kontext.

Gerade der erste Abschnitt, welcher von den ersten diplomatischen Kontakten zwischen Wien und Moskau vom 15. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reicht, beschränkt sich auf eine Darstellung der außenpolitischen Beziehungen. Die starke Fokussierung ist nachvollziehbar, da das Kapitel einen relativ langen Zeitraum in den Blick nimmt. Auf knapp 30 Seiten kann kaum ein vollständiger Überblick über 400 Jahre Geschichte zweier Staaten erwartet werden. In Hinblick auf die Ausrichtung auf ein breites Publikum erscheint diese Beschränkung jedoch problematisch. Der Text setzt – ebenso wie einige andere Beiträge – mitunter zu viel Wissen über die Geschichte beider Staaten voraus, um einer breiteren Leserschaft leicht zugänglich zu sein. Auch die ergänzenden Materialien können hier nur teilweise Abhilfe schaffen, zumal sie sehr ungleichmäßig verteilt sind. Während Erläuterungen zum Heiligen Römischen Reich und zu den habsburgischen Be-

sitzungen (inkl. Karte) einige wichtige Aspekte der österreichischen Geschichte erhellen, fehlen entsprechende Erklärungen zur Entwicklung des Russländischen Reichs völlig. Dies fällt umso mehr ins Gewicht, als gerade für die Frühe Neuzeit beim Zielpublikum nur geringe Kenntnisse zur Geschichte des jeweils anderen Staates zu erwarten sind. Die durchaus interessanten Details zu den außenpolitischen Kontakten ergeben ohne den Hintergrund der innenpolitischen Verhältnisse ein unvollständiges Bild. Wichtige Reformen oder innere Konflikte werden nur angedeutet. Der Text nennt zahlreiche Kriege und Friedensverträge, oft ohne Angaben zu den jeweiligen Konfliktparteien. Gewiss handelt es sich dabei um Daten, die man leicht nachschlagen kann – kurze Erläuterungen dazu würden jedoch das Lesen erleichtern. Das gleiche gilt für Begriffe wie die „Zeit der Wirren“, deren Kenntnis bei mit der russischen Geschichte wenig vertrauten Lesern nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann.

Die beiden nachfolgenden Abschnitte stehen ebenfalls im Zeichen der Außenpolitik, sind jedoch etwas leichter zugänglich. In dem zweiten Kapitel, welches die Rolle beider Staaten in den Napoleonischen Kriegen und ihre gegen revolutionäre Bewegungen gerichtete Politik nach dem Wiener Kongress beschreibt, erleichtert etwa eine Zeittafel den Überblick. Der Artikel zu den wachsenden politischen Spannungen zwischen der Habsburgermonarchie und Russland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg bezieht schließlich auch innenpolitische Faktoren ein und fasst die Grundsätze der Außenpolitik jener Zeit gut nachvollziehbar zusammen.

Breiter angelegt ist das Kapitel zum Ersten Weltkrieg. Es bietet nicht nur eine konzise Darstellung der politischen und militärischen Entwicklungen in Österreich-Ungarn und Russland, angefangen mit dem Weg in den Krieg bis zum Zerfall beider Monarchien und der neuerlichen Gewalteskalation bei der Etablierung von Nachfolgestaaten. Es spricht auch weitere wesentliche Aspekte wie die Besonderheiten der Ostfront, die „Totalisierung“ des Krieges, die Lage der Zivilbevölkerung, Kriegsgefangenschaft und Besatzungsregime an. Positiv hervorzuheben ist zudem der Überblick über Erinnerungspolitik und historische Aufarbeitung der „Front im Osten“. Auch die folgenden zwei Kapitel bieten mehr als die eher unspektakulären Titel vermuten ließen. So spricht etwa das Kapitel „Die österreichisch-sowjetischen Beziehungen 1918–1938“ neben politischen und wirtschaftlichen Beziehungen weitere interessante Themen an, wie wechselseitige Wahrnehmungen oder die Emigration von Österreichern in die Sowjetunion. Das Kapitel zu den Jahren 1939–1945 weicht von dem außenpolitischen Schwerpunkt des Buches insofern ab, als dass Österreich nach dem „Anschluss“ an das nationalsozialistische Deutschland keine eigenständige politische oder diplomatische Vertretung besaß und somit auch keine bilateralen Beziehungen bestanden. Der Artikel geht daher überwiegend auf andere wesentliche Berührungspunkte zwischen Russen und Österreichern in diesen Jahren ein, etwa auf Österreicher als Angehörige der deutschen Wehrmacht und NS-Täter, auf Opfer des NS-Regimes und sowjetische Zwangsarbeiter in Österreich, aber auch auf österreichische Kriegsgefangene in der Sowjetunion und Opfer des stalinistischen Terrors.

Bei der Darstellung der sowjetisch-österreichischen Beziehungen nach 1945 ist die Kapitelgliederung, anders als bei den vorhergehenden Abschnitten, nicht rein chronologisch aufgebaut, sondern berücksichtigt auch thematische Schwerpunkte. So widmen sich zwei unterschiedliche Artikel dem Zeitraum vom Kriegsende bis zum österreichischen Staatsvertrag 1955. Der erste Artikel, zur Roten Armee in Österreich, beschreibt neben der Etablierung

der Besatzungszonen der Alliierten in Österreich die Reparations- und Wirtschaftspolitik in der sowjetischen Zone sowie den Besatzungsalltag – sowohl für die österreichische Bevölkerung als auch für die in Österreich stationierten sowjetischen Soldaten. Der Artikel behandelt Spionageaktivitäten und Verhaftungen österreichischer Zivilisten durch die sowjetische Verwaltung, aber auch sowjetische Kulturpolitik und Propaganda. Der zweite Artikel nimmt hingegen außenpolitische Aspekte wie die sowjetischen Ziele in Bezug auf Österreich und den Abschluss des Staatsvertrags in den Blick. Ein weiteres Kapitel behandelt den Zeitraum nach 1955 und die Rolle Österreichs in der politischen Konstellation des Kalten Krieges. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf den mit der Neutralität Österreichs verbundenen Hoffnungen und Befürchtungen der sowjetischen Politik sowie auf der Entwicklung bzw. Abschwächung des Neutralitätskonzepts von Chruščev bis Gorbačev. Ferner betont der Artikel das Selbstverständnis Österreichs als „Brückenbauer“ zwischen Ost und West und verweist auf seine Rolle als Transitland und Sitz internationaler Organisationen. Während sich einige andere Kapitel stark auf bilaterale Kontakte konzentrieren, wird hier dem internationalen Kontext breiter Raum eingeräumt. Auch die ergänzenden Textfelder beziehen sich überwiegend auf wichtige Ereignisse des Kalten Krieges wie etwa den Ungarn-Aufstand 1956 oder den „Prager Frühling“. Aus dem Rahmen der chronologischen Überblicksdarstellungen fällt schließlich ein interessanter Artikel, der sich einem weniger bekannten Thema widmet – nämlich der jüdischen Emigration aus der Sowjetunion – und hier auf die Rolle Österreichs als wichtiges Transitland sowie auf die sehr begrenzte Rolle als Aufnahmeland verweist. Der Text nimmt auch auf Unterschiede zur jüdisch-sowjetischen Migration nach Deutschland Bezug.

Demgegenüber fällt das letzte Kapitel „Russland und Österreich von 1991 bis zur Gegenwart“ stark ab. Der Text beschreibt die bilateralen Kontakte auf politischer, wirtschaftlicher und kultureller Ebene, ergeht sich dabei jedoch vorwiegend in Lob auf die gute Zusammenarbeit und ermüdenden namentlichen Aufzählungen der involvierten Politiker und Akteure.

Angesichts der Heterogenität der Artikel fällt eine Gesamtbeurteilung des Buches schwer. Inwieweit es sich als Lehrbehelf eignet, hängt nicht zuletzt von den jeweiligen Interessen ab. Während einige Kapitel einen guten Überblick geben und sich als Einstieg in das jeweilige Thema eignen, setzen andere bereits einige Kenntnisse der österreichischen und russischen Geschichte voraus und bieten eher ergänzende Materialien. Manche sind wohl auch zu spezifisch auf die österreichisch-russischen Beziehungen zugeschnitten, um für ein breiteres deutschsprachiges Publikum von Interesse zu sein. Auf breiteres Interesse dürften jene Texte stoßen, welche die Rolle beider Staaten im europäischen und internationalen Kontext zeigen. Bei Themen wie der sowjetischen Besatzung oder dem Kalten Krieg könnten sich zudem interessante Vergleiche zwischen Österreich und Deutschland ergeben. Derartige Vergleiche werden allerdings in den meisten Kapiteln nicht ausgeführt. In jedem Fall ermöglicht der Aufbau des Buches, je nach Interesse, des Buches einzelne Kapitel herauszunehmen und für den Unterricht aufzubereiten.

Elisabeth Haid, Wien/Budapest

Armin Fuhrer, Heinz Schön: Erich Koch. Hitlers brauner Zar. Gauleiter von Ostpreußen und Reichskommissar der Ukraine, Reinbek: Lau-Verlag 2018, 256 S., ISBN: 978-3-95768-190-4

Der Gauleiter und Oberpräsident von Ostpreußen, Chef der Zivilverwaltung in den Bezirken Zichenau und Bialystok des deutsch besetzten Polen und Reichskommissar für die Ukraine Erich Koch zählte zu den wichtigsten Territorialherren Hitlers. Er war verantwortlich für den Tod hunderttausender Menschen vor allem in den besetzten Gebieten und für die unterbliebene Evakuierung der ostpreußischen Zivilbevölkerung vor der herannahenden Roten Armee im Herbst 1944 und Winter 1944/45. Nach dem Zweiten Weltkrieg von britischen Truppen festgenommen und an Polen ausgeliefert, starb Koch nahezu völlig vergessen als letzter Kriegsverbrecher-Häftling im November 1986 im Krankenhaus in Olsztyn, dem früheren ostpreußischen Allenstein. Armin Fuhrer, Publizist und langjähriger Journalist beim Magazin „Focus“ und Heinz Schön, ein 2013 verstorbener Buchautor und Überlebender des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“, haben bereits 2010 eine Biografie Kochs verfasst, die nun in einer Taschenbuchausgabe vorliegt.

Das Ziel von Fuhrer und Schön ist es, „zu zeigen, wer dieser Mann war, woher er kam, warum er sich zu diesem skrupellosen und brutalen Nationalsozialisten entwickelte.“ Das Buch, so die Autoren, bemühe sich, „seine Entwicklung nachzuzeichnen und lässt seine Opfer zu Wort kommen. Es will aber auch einen Beitrag zur Nachkriegsgeschichte leisten, indem es über das Bemühen Kochs und seiner Helfer [...] um Freilassung aus polnischer Haft berichtet“ (S. 9).

Dementsprechend beginnen die Autoren mit der Schilderung von Kochs Jugend in Elberfeld (heute Wuppertal im Bergischen Land) und zeichnen seinen Weg in die NSDAP sowie seinen Aufstieg innerhalb der Partei nach. Kochs Interesse an der Partei begann mit einem „Erweckungserlebnis“ bei einer Rede Hitlers in München 1921. 1928 ernannte Hitler Koch zum Gauleiter in Ostpreußen, der nun vor allem als Angeklagter in zahlreichen Beleidigungsprozessen auffiel. Koch nutzte die Bühne, die ihm das Gericht bot, zu immer neuen verbalen Ausfällen gegen politische Gegner und Juden. 1929 gelang es Koch zudem, mit dem „Ostdeutschen Beobachter“ eine eigene Gauzeitung zu etablieren, die vor allem gegen Linke und Juden hetzte. Ab 1931 erschien das Blatt, das nun „Preußische Zeitung“ hieß, täglich.

Mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler eröffneten sich für den Gauleiter neue Möglichkeiten. Von Hitler noch 1933 zum Oberpräsidenten ernannt, war er nun auch der Leiter der Verwaltung – und nutzte die Gelegenheit, seinen Günstlingen Posten im Staatsapparat zu verschaffen. Das kommt in der Studie von Fuhrer und Schön jedoch insgesamt zu kurz. Parallel dazu war Koch bestrebt, konkurrierende Verwaltungen wie die dem Innenministerium in Berlin unterstehende Polizei seiner Kontrolle zu unterstellen. Auch auf die Justiz versuchte Koch Einfluss zu nehmen; schade ist an dieser Stelle, dass die Autoren dabei zwar auf „zahlreiche Zeugenaussagen“ verweisen, aber leider nicht schreiben, worin diese Eingriffe konkret bestanden haben oder was die Zeugen aussagten (S. 55).

Nach 1933 versuchte der Gauleiter zudem, mit dem „Erich-Koch-Plan“ die darben ostpreußische Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Der Erfolg war dürftig, legte aber aufgrund der propagandistischen Begleitung die Grundlage für Kochs weiteren Aufstieg nach dem deutschen Angriff auf Polen. Einen Schwerpunkt legen die Autoren bei der Darstellung

von Kochs wirtschaftlichen Aktivitäten jedoch völlig zu Recht auf die Selbstbereicherung Kochs. 1933 rief er dazu die Erich-Koch-Stiftung ins Leben. Einziger verfügbare Vorstand der Stiftung war Koch selber, der damit auf das gesamte Stiftungsvermögen zugreifen konnte. Ab 1935 expandierte die Stiftung rasch, wobei die Mittel, die Koch dabei anwendete, ausgesprochen skrupellos waren. Kochs Opfer waren zunächst deutsche Unternehmer „seines“ Gaus, deren Betriebe die Stiftung durch Anwendung von massivem Druck übernahm. Inhaber wurden eingeschüchtert, verhaftet oder Banken wurden veranlasst, ihnen Kredite zu streichen. Auch vor Parteigenossen und früheren Weggefährten machte Koch nicht halt. Anhand zahlreicher Beispiele schildern die Autoren treffend das Geschäftsgebaren der Stiftung, die den 1933 noch fast mittellosen Gauleiter in kurzer Zeit zum mit weitem Abstand reichsten Mann Ostpreußens werden ließ. Dass die meisten Opfer aber die ostpreußischen Juden waren, handeln die Autoren eher *en passant* ab.

Der Raubzug Kochs steht auch bei der Schilderung seiner Herrschaft über den im Zweiten Weltkrieg von Polen annektierten Regierungsbezirk Zichenau im Mittelpunkt. Koch brachte die dortigen Betriebe unter Kontrolle der Stiftung was – selbst nach damals geltendem Recht illegal war.

Bei der Darstellung der Rolle Kochs als Reichskommissar der Ukraine widmen sich die Autoren besonders Kochs Konflikt mit Rosenberg, als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete war er sein Vorgesetzter. Deutlich knapper fällt demgegenüber die Darstellung der Verbrechen an der ukrainischen und jüdischen Bevölkerung aus. Das gilt vor allem für den Holocaust, für den die Autoren ganze zwei Seiten aufwenden – obwohl zwischen 1,5 und 1,6 Millionen jüdische Männer, Frauen und Kinder dem Genozid in der Ukraine zum Opfer fielen. Koch spielte als Reichskommissar eine entscheidende Rolle bei den Massenverbrechen, die jedoch – was aber unklar bleibt – aufgrund der Quellenlage nur in Ansätzen rekonstruierbar ist.

Im Kontrast zu den dürftigen Ausführungen über die Massenmorde im Osten steht die Schilderung der Autoren über das Ende von Kochs Herrschaft in Ostpreußen und die Flucht des Gauleiters nach Dänemark – beides wird von Führer und Schön in vielen Details und anschaulich erzählt. Anschließend behandeln sie die Ermittlungen gegen Koch in der Nachkriegszeit, seine Festnahme durch die britischen Besatzungsbehörden und die Auslieferung an Polen 1949, wo Koch 1958 vor Gericht gestellt wurde. 1959 zum Tode verurteilt, wurde er zu lebenslanger Haft begnadigt. Das abschließende Kapitel zeigt Koch als Häftling. Seine Bemühungen um Freilassung stehen hier im Zentrum der Darstellung, wobei Koch auch NS-Umtrieben unverdächtige Personen wie den westfälischen Präses Ernst Wilm, einen Überlebenden des KZ Dachau, gewinnen konnte.

Auch wenn es den Autoren gelingt, ein insgesamt differenziertes Bild von Koch zu entwerfen, handelt es sich bei dem Buch um ein problematisches Werk. Das betrifft die Fokussierung auf die deutschen Opfer von Kochs Herrschaft, obwohl er etwa durch seine herausgehobene Rolle für die Besatzung über große Teile Polens und der Ukraine dort für weit mehr Todesopfer verantwortlich war. Schwerwiegender ist jedoch, dass die Autoren das historische Geschehen häufig nur stark verkürzt und entstellt wiedergeben. So schreiben sie, dass die im Herbst 1939 von Hitler vorgetragene Idee eines polnischen Reststaates „bald ad acta gelegt“ wurde, weil die Westmächte „nicht mitspielen wollten“ (S. 118). Tatsächlich war Hitlers Angebot nicht ernst gemeint gewesen und sollte nur gegenüber den Deutschen seine Friedensbereitschaft unterstreichen, denn Großbritannien und Frankreich hatten dem

Deutschen Reich wegen dessen Angriff auf Polen den Krieg erklärt. Zudem musste Hitler außenpolitische Rücksichten auf seinen Partner Stalin nehmen, und die UdSSR hatte diesem Projekt bereits zuvor eine deutliche Absage erteilt. Bei den Autoren entsteht jedoch der Eindruck, es wären die beiden westlichen Demokratien gewesen, die alleine für das Scheitern einer von Nazi-Deutschland abhängigen polnischen „Reststaatlichkeit“ verantwortlich seien.

Ein weiteres zentrales Manko des Buches ist der häufig intransparente Umgang der Autoren mit ihren Quellen. Zwar ist der Ansatz an sich begrüßenswert, ein Buch über einen wichtigen, aber heute kaum noch bekannten NS-Führer für ein breites Publikum zu schreiben, doch wird der fehlende Anmerkungsapparat zum Problem, wenn gerade bei umstrittenen oder legendenumwobenen Teilen der Geschichte nicht deutlich wird, woher die Informationen stammen. So bleibt unklar, auf welche Dokumente die Autoren ihre Ausführungen z.B. zu Kochs Jugend stützen. Sind es ausschließlich Kochs Aussagen im Spruchkammerverfahren von 1949, die nur mit Vorsicht zu interpretieren wären, oder haben Fuhrer und Schön weitere Quellen aufgetan, anhand derer sie Kochs Äußerungen verifiziert haben? Dass es auch ohne Fuß- oder Endnoten möglich ist, die Herkunft von Informationen offenzulegen, zeigen die Autoren an anderen Stellen ihres Textes, wenn sie auf Historiker wie Ralf Meindl oder Martin Broszat verweisen und damit auch Ross und Reiter nennen.

Unangemessen ist die häufig sehr saloppe Ausdrucksweise, mit der die Autoren ihre Thesen präsentieren. So kann von einem „allgemeinen Überschwang nach Brandts berühmtem Kniefall“ in den deutsch-polnischen Beziehungen keine Rede sein (S. 225); die polnischen Gastgeber waren angesichts ihrer eben erst abebbenden antisemitischen Kampagne nicht sonderlich erfreut über diese Geste. Solche und unzählige weitere sachliche Fehler sind mehr als ein Ärgernis und beeinträchtigen den Informationsgehalt des Buches: So grenzte, um noch ein paar Beispiele zu nennen, Ostpreußen in den 1920er Jahren nicht, wie die Autoren behaupten, an die Sowjetunion, und der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz hieß Fritz und nicht Ernst Sauckel (S. 29, 140). Auch errichtete Koch kein Sondergericht im Regierungsbezirk Zichenau (S. 122), sondern war im Gegenteil bestrebt, die Justiz aus diesem Gebiet komplett herauszuhalten.

Eine Ursache hierfür könnte die sehr schmale Literaturbasis sein. Etliche wichtige Studien – angefangen bei Czesław Madajczyks „Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen“, aber auch die Arbeiten von Andreas Kossert oder Christian Pletzing zu Ostpreußen wurden nicht berücksichtigt. Von den zahlreichen Spezialstudien und Standardwerken zur Verfolgung und Ermordung der Juden haben die Autoren keine einzige Arbeit rezipiert. Die umfangreiche polnische Literatur zur Besetzung im Zweiten Weltkrieg haben die beiden ebenso wenig einbezogen wie die neuere russische und ukrainische Historiografie. Dafür finden sich die Erinnerungen Otto Bräutigams im Literaturverzeichnis, der als Leiter einer Abteilung im Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete und Mitarbeiter des „Einsatzstabes Rosenberg“ selbst tief in NS-Verbrechen verstrickt war.

Auch haben die Autoren ihre Quellenrecherchen auf deutsche Archive beschränkt. Damit lassen sich jedoch manche Teile von Kochs Biografie nur lückenhaft rekonstruieren, etwa sein Bemühen um Entlassung aus polnischer Haft. Darüber hinaus folgen sie einem Geschichtsbild in dem die deutschen Opfer über andere Nationen gestellt werden. Mit den vielen inhaltlichen Fehlern und Vereinfachungen trägt das Buch zur Verbreitung von Halbwissen bei und gießt auf diese Weise Wasser auf die Mühlen rechter Geschichtsrevisionisten.

Maximilian Becker, München

Katalin Deme: Jüdische Museen in Ostmitteleuropa. Kontinuitäten – Brüche – Neuanfänge: Prag, Budapest, Bratislava (1993–2012), ¹Göttingen: Vandenhoeck Ruprecht 2016, 317 S., ISBN: 978-3-525-37312-5

„Vor dem Hintergrund, dass die unmittelbar nach 1989 entstandenen Ausstellungen an den jüdischen Museen in Prag und Budapest seit 2014 allmählich abgebaut und durch differenziertere Konzepte ersetzt werden, ist die Zeit reif, aus diesen wichtigen institutionellen Entwicklungsphasen Bilanz zu ziehen“ (S. 8), erklärt Katalin Deme in der Einleitung ihrer Studie den Aktualitätsbezug ihrer Forschung. Das vorliegende Buch ist aus ihrer 2013 eingereichten Dissertation hervorgegangen und untersucht an drei Fallstudien die institutionelle Entwicklung und den Wandel der Präsentation in jüdischen Museen in Ostmitteleuropa vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis 2012.

Deme beobachtet in jüdischen Museen eine „schwankende Verortung im spezifisch Jüdischen, explizit Nationalen oder implizit Übernationalen“ wodurch sich, so Deme, innerhalb der „Vermittlungsmethode eine gleichzeitige Insider-/Outsider-Perspektive“ ergebe (S. 1). Konsequenterweise bestimmt sie daher zunächst die Begriffe „Ethnisch“, also das Jüdische, und „National“, wobei sie bereits hier den Kontext ihrer Ausstellungen in Ungarn, der Tschechoslowakei, bzw. Tschechien und der Slowakei in den Fokus stellt.

Als Analyseobjekte wählt die Verfasserin die jüdischen Museen in Prag, Budapest und Bratislava. Die Auswahl begründet sie zum einen mit der Forschungslücke, die sie für die Institutionen in Budapest und Bratislava vorfindet. Diese Lücke lässt sich unter anderem durch die kurze Institutionengeschichte des Museums für jüdische Geschichte und Kultur in Bratislava erklären, welches erst 1991 gegründet worden war. Trotz der unterschiedlich langen Institutionengeschichten der einzelnen Museen erkennt Deme „ähnliche gesellschaftspolitische Kräfteverhältnisse“ (S. 9), die dazu führten, dass die „jeweiligen Darstellungskonzepte [...] als korrespondierende Fragmente eines breiteren kulturhistorischen Phänomens betrachtet werden“ könnten.

Eine weitere Forschungslücke schließt Deme mit der Erweiterung des Untersuchungszeitraum über die politische Wende 1989 hinaus. Die Autorin begründet dieses Vorgehen mit der Teilung der Tschechoslowakei und den daraus folgenden unterschiedlichen Diskursen in Bezug auf das jüdische Kulturerbe sowie die jüdische Identität und deren Präsentation. Auch neue Debatten zur Provenienzforschung, beispielsweise in Prag 1994, sprechen dafür, den Zeitraum der Untersuchung weiter auszubauen. Der Schwerpunkt liegt dabei – wie der Untertitel der Studie bereits vorwegnimmt – in den Jahren zwischen 1993 und 2012.

An ihre drei Fallbeispiele stellt sie innerhalb ihrer Studie zunächst die Fragen, wie diese in ihren Ausstellungen und ihrer sonstigen Arbeit nach 1989 auf die politischen Veränderungen reagieren. Welche neuen Möglichkeiten der Präsentation der jüdischen Geschichte und Kultur ergeben sich damit? Wie wird jüdische Identität „im Verhältnis zu ihren Mehrheitsgesellschaften definier[t]“? „[W]elche Konzepte nationaler Loyalität [entwickeln] sie als Gegengewicht dazu“? Wie beziehen die Ausstellungen den Holocaust in ihre Zeigelogiken ein? Wie vereinbaren die Museen ihre eigene Geschichte und Sammlung mit einer neuen Identität seit 1989 (S. 4 f.)?

In der Beantwortung der gestellten Fragen geht Deme diskursanalytisch vor. So werden die Institutionen und ihre Ausstellungen in einen größeren gesellschaftlichen, politischen, sozialen und historischen Kontext eingebettet. Dabei werden die Fallstudien an Hand der

Fragestellungen gegliedert: Es wird zunächst die Entwicklung der jeweiligen Institution bis und insbesondere nach 1989 betrachtet, der Wandel zwischen 1994 und 2012 vor allem im Hinblick auf das Verhältnis von ethnischer (jüdischer) und nationaler Identität sowie die Darstellung des Holocaust und das Verhältnis zur vorherrschenden Erinnerungspolitik bzw. -kultur. Bei der Anordnung und Durchführung der Fallstudien geht die Autorin auf die Schieflage des vorgefundenen Forschungsstandes ein. So wird zuerst das Prager jüdische Museum behandelt, da die Forschungslage dort am dichtesten sei. Anschließend wird das Museum in Budapest in den Blick genommen und mit dem Prager „Schwesterinstitut“ an ausgewählten Stellen in Beziehung gesetzt. Schließlich wird das Museum der jüdischen Kultur in Bratislava in den Fokus genommen und ebenfalls mit Hilfe der beiden anderen Institutionen kontextualisiert. In der Komplexität und dem Detailreichtum der beispielgeladenen Fallstudien liegt ein bedeutender Mehrwert dieser Arbeit, die in diesem Bereich insbesondere für die Fälle Budapest/Ungarn und Bratislava/Slowakei Grundlagenforschung bereitstellt.

Dadurch, dass mit jedem Fallbeispiel der Kontext des folgenden Beispiels erweitert wird, werden die Erkenntnisse im Verlauf des Analyseteils komplexer und teilweise bereits in der Zusammenschau durch die Kontextualisierung sichtbar. In ihrer Schlussbetrachtung arbeitet Deme Gemeinsamkeiten und Unterschiede der drei Institutionen noch einmal systematisch heraus. Dabei vergleicht sie die drei Museen an Hand von fünf Kriterien, nämlich dem „Verhältni[s] der drei Institutionen zum Staat und zur Umgebungsgesellschaft“, der „Narrativ[e] [...] zur jüdischen Geschichte und Kultur“ in den Dauerausstellungen, der Verhandlung des „Jüdischen“, „Ethnischen“ und „Nationalen“, der „Thematisierung des Holocaust“ sowie der jeweiligen „institutionellen Netzwer[ke]“ (S. 245). Hier betont Deme noch einmal die Rolle der jüdischen Museen nach der Wende 1989 innerhalb ihrer institutionellen Netzwerke. In diesen Netzwerken verbinden sich die jüdischen Museen unter anderem mit Holocaustgedenkmstätten und den nach 1989 neu gegründeten Institutionen der Erinnerung an die totalitären Regime. Die Autorin grenzt dabei den Typ des jüdischen Museums in Ostmitteleuropa noch einmal vom Nationalmuseum ab und betont deren Aufgabe nach 1989 als Mittler zwischen nationaler und jüdischer Erinnerung. So komme dem jüdischen Museum in Bratislava beispielsweise wegen der durch politische Kontrolle eingeschränkten Arbeitsweise des Instituts des Gedächtnisses der Nation eine Zusatzfunktion zu, die in der Reflexion der „Mitschuld des Slowakischen Staates am Schicksal der slowakischen Juden im Holocaust eindeutig thematisiert“ sei (S. 255). Somit übten die untersuchten jüdischen Museen nach 1989, d.h. nach dem Wegfall der staatlichen Einflussnahme, „eine nicht immer erwünschte Korrektivfunktion auf die derzeitig kursierenden Vergangenheitsparadigmen“ aus (S. 257). Schließlich kommt die Autorin durch die Analyse ihrer Fallbeispiele zu dem am Anfang in ihrer Definition bereits angedeuteten Ergebnis, dass die jüdischen Museen einerseits „minderheitsspezifische Selbstreflexion“ und andererseits „den schwierigen Umgang mit der nationalen Vergangenheit“ behandelten (S. 258) und somit zwischen „spezifisch Jüdischen, explizit Nationalen oder implizit Übernationalen“ (S. 1) stehen.

Die vorliegende Studie ergänzt somit die Erforschung der Entwicklung und Veränderungen von Leitmotiven jüdischer Museen um eine ostmitteleuropäische Perspektive. Die komplexe Kontextualisierung, die über institutionelle Netzwerke, Geschichts- und Erinnerungskultur, politische und historische Kontexte auch eine transnationale Komponente enthält, die teilweise sogar über die drei untersuchten ostmitteleuropäischen Länder hinaus

geht, ist die Stärke dieser Arbeit und bereichert damit das Feld im Sinne einer Grundlagenforschung.

Als Angehörige des sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchses hätte sich die Rezensentin von der vorliegenden Studie einen tieferen Einblick in Methodik und Theorie gewünscht. In diesem Sinne wäre an einigen Stellen eine weitergehende theoretische Verortung oder Referenzen im Hinblick auf Begriffe und Fachdiskurse hilfreich gewesen. Nützlich wäre hier beispielsweise eine Theoretisierung der Begriffe der Repräsentation bzw. Repräsentationskritik. Auch der Hinweis auf aktuelle Forschungsliteratur, bzw. eine Aktualisierung des Forschungsstandes vor der Veröffentlichung, die Arbeit mit dem Buch erleichtern und den Themenkomplex wissenschaftlich anschlussfähiger machen.

Ramona Bechauf, Göttingen

Yves Plasseraud: Irena Veisaitė, Tolerance and Involvement, Leiden u.a.: Verlag Brill Rodopi 2015, 213 S., ISBN: 978-90-04-2980-3

Im Jahr 2012 hat Irena Veisaite die Goethe-Medaille bekommen, seitdem ist sie auch in Deutschland keine Unbekannte mehr. Ihre Dankesrede, die sie damals in Weimar hielt, hat viele zu Tränen gerührt. Unter anderem erzählte sie, wie sie als Dreizehnjährige im Ghetto Vilijampolė Schillers Balladen las. Und nach dem Holocaust – sie ist eine der wenigen überlebenden litauischen Juden – in Moskau Germanistik studierte, im sowjetischen Vilnius deutsche Literatur lehrte.

Auf ihre Biografie mussten wir lange warten. Yves Plasseraud, ein Jurist aus Paris und Kenner der baltischen Geschichte, hat sie geschrieben. Aus dem langjährigen freundschaftlichen Dialog der beiden entstand ein bewegendes Buch, in dem sich mündliches Erzählen und Schreiben, Zeiteugenschaft und historische Deutung verbinden. Die Litauerin und der Franzose, auch er nicht mehr jung, haben Englisch miteinander gesprochen, hin und wieder sind sie ins Deutsche oder Russische verfallen. Und damit wir schon mittendrin: im multikulturellen Europa, wie es einmal war und heute sein könnte.

Irena Veisaite ist am 9. Januar 1928 in Kaunas geboren, als einziges Kind ihrer Eltern Izidorius Veisas und Sofia (genannt Sonia) Stromaite. „Litvaken“, litauische Juden, waren sie, wohlhabend, gebildet, politisch wach und ihrem Land sehr verbunden, humanistisch und kosmopolitisch eingestellt, religiöse Traditionen spielten nur eine geringe Rolle. Die kleine Irena war die erste in der Familie, deren Muttersprache das Litauische war. Die Familie lebte in der provisorischen Hauptstadt des Landes, die damals wuchs und aufblühte, in einem vielsprachigen, faszinierenden Kulturraum – und in einem fragilen Grenzraum, gewissermaßen zwischen zwei tektonischen Platten, die sich aufeinander zubewegten. Mitte der 1930er Jahre war das Beben schon zu spüren, aus Berlin und Moskau kündigte sich Unheil an. Noch war Irena unbeschwert, der einzige Kummer war ein privater, die Scheidung ihrer Eltern, 1938. Ihr Vater begann ein neues Leben mit einer anderen Frau und emigrierte nach Belgien.

Im August 1939, als Molotov und Ribbentrop den berüchtigten Pakt unterzeichneten, der die Einfluss-Sphären Deutschlands und Russlands festlegte, war Irenas Mutter Sonia bereits in Sicherheit. Die Tochter sollte ihr nach Stockholm folgen, am 1. September wartete sie in der Lounge auf das rettende Flugzeug, das aus Warschau kommen sollte – es kam nicht,

der Krieg hatte begonnen. Das Drama, das nun folgte, wird von Plasseraud und Veisaite im schnellen Perspektivenwechsel erzählt. Sowjetische Besatzung, bald waren die Deutschen da. In jenem Sommer 1941 lag Sonia, die aus Schweden zurückkehrt war, im Krankenhaus und wurde von dort in den Tod geschickt. Das letzte Gespräch mit ihrer Mutter hat Irena nie vergessen. „Sei unabhängig und falle anderen nicht zur Last.“, ermahnte sie die Tochter. „Sei wahrhaftig. Lügen haben kurze Beine. Nimm keine Rache.“

Mit dreizehn war sie auf sich gestellt. Sie wurde Zeugin, wie Juden von Litauern auf offener Straße erschlagen wurden, im Ghetto wurde sie schwerkrank. Litauische Freunde der Eltern verhalfen ihr zur Flucht und brachten sie nach Vilnius. Dort lebte sie mit falschen Papieren, wechselte die Quartiere, am längsten blieb sie bei Stefanija Ladigienė, einer Witwe mit sechs Kindern, die ihre zweite Mutter wurde. Eine Schlüsselerfahrung, die sie für immer prägte und als Jüdin an das katholische Litauen band.

Nach der Befreiung durch die Rote Armee spazierte sie neugierig durch die Altstadt, registrierte, wo sie war und was sich veränderte. Die Juden fehlten größtenteils, die Polen wurden vertrieben, Litauer vom Lande zogen zu, die einst elegante, intellektuelle Stadt „verbauerte“. Immer wieder vermittelt die Biografie überraschende historische Einblicke: in oppositionelle Kreise, das Leben der kleinen meist russisch-jüdischen Minderheit. Oder in die menschlichen Seiten von Antanas Snieckus, des 1. Sekretärs der KP; er hatte Irenas Cousin „Alik“, Aleksandras Stromas, während der deutschen Besatzung bei sich aufgenommen und half weiterhin im Geheimen.

Feine Differenzierungen, zurückhaltende Urteile zeichnen Veisaite aus, waren Basis ihres Handelns. „Tolerance and Involvement“, der Titel ist ein Bekenntnis, vielleicht sollte man „and friendship“ hinzufügen. Ihre Fähigkeit zur Freundschaft ist außergewöhnlich, das Buch spiegelt den Reichtum ihrer Beziehungen. Manche Namen kennt man: Dichter wie Czesław Miłosz und Tomas Venclova, der Komponist Arvo Pärt. Auch ihre Lieben sind auf diskrete Weise präsent: der Litauer Tadas Masulis, der nach Sibirien deportiert wurde, Jakov Boom, der russische Jude, den sie als Studentin in Moskau heiratete, Vater ihrer Tochter. Und Grigori Kromanov, der bekannte russisch-estnische Filmregisseur, eine späte *amour fou*, die nach Tallinn führte. Selbst zu Sowjetzeiten war Veisaites Dasein nie eng. Geistige Freiheit, Geborgenheit im vertrauten Kreis, nicht zuletzt die Sprachen, in denen sie Zuhause ist (acht sind es!), waren eine Gegenwelt zur Diktatur.

Während der „singenden Revolution“ war sie in den vorderen Reihen. In der Republik, die 1990 ausgerufen und erfolgreich gegen Moskau verteidigt wurde, fielen ihr besondere Aufgaben zu. Die Wahrheit über die Beteiligung von Litauern am Holocaust musste, gegen viele Widerstände, aufgedeckt werden. Das jüdische Leben sollte, soweit möglich, wiedererstehen. Versöhnung zwischen Litauern und Juden, dafür stand Irena Veisaite, diesem Herzensthema hat ihr Biograf Yves Plasseraud besonders viel Raum gegeben. Der Experte und Kämpfer für die Rechte von Minderheiten in Europa hat in ihr ein Beispiel gefunden: dass sie wunderbare Brückenbauer sein können.

Ulla Lachauer, Lüneburg